This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Pfarr 24 S. Doellger sen. sc.

Neujahrs-

GESCHENCK

für

Forst und Jagdliebhaber,

auf das Jahr

1797

herausgegeben

von

L.C.E.H.F. von Wildungen

Neue Auflage

III.

Marburg,

in der neuen academischen

Buchhandlung.

Neujahrsgeschenk

für

Forst- und Jagdliebhaber

auf das Jahr

1797.

Herausgegeben

von

L. C. E. H. F. v. Wildungen.

Neue Auflage.

Cassel 1842.

J. C. Kriegers Verlagshandlung.

wohne, ſo ſchmettert doch die verwünſchte Kriegs-trompete noch immer in meiner Nähe, und daß der Kanonendonner nicht nur das Wildpret, ſondern auch die Muſen verſcheuche, werden gewiß der Jäger und Schriftſteller mehrere bisher ſchon beſeufzt haben.

Marburg am Jacobitage 1796.

Der Herausgeber.

Der Rehbock.

I.

Das Reh.

Unter der lieblichen Schaar von Waldbewohnern ist keiner
Dir an Reiz zu vergleichen, du schlanker, flüchtiger Rehbock!
Venus unter dem Wilde bist du, schwarzäugige Ricke!
Immer entzückest du mich, so oft ich im Forst dich erspähe,
Traulich im Schlage dich äßend, die fleckigen Kleinen zur Seite!

Wem nicht dreifaches Erz den Tigerbusen umpanzert,
Wird nicht leihen den Arm zum Morde der zärtlichen Mutter!
Heil dem würdigen Priester Dianens, der sie beschützet!

V. H.

Die Nahmen Rehbock und Rehgeiß*) oder Rehziege (woraus hernach: Ricke geworden ist) welche das männliche und weibliche Geschlecht unter den Rehen bezeichnen, haben wahrscheinlich die meisten jener Irrthümer veranlaßt, wodurch bis jetzt die Naturgeschichte des Rehes verwirrt und verunstaltet worden ist. Denn ob es gleich so manche zum Ziegengeschlechte gerechnet, sogar ausdrücklich eine Art wilder Ziegen genennt haben**); so ist doch wahrlich! wie jeder aufmerksame Beobachter unmöglich verkennen kann, diese angebliche Verwandtschaft völlig ungegründet. Zwar sind Rehe und Ziegen ohngefähr von gleicher Größe, beide wiederkäuen, beide haben Schaalen an den Läufen, obgleich diese bei allen Ziegenarten,

---

*) Cervus Capreolus. Linn. Syst. Nat. Edit. XIII. Gmelin. T. I. P. I. p. 180.
Schrebers Säugthiere. T. V. tab. 252. A. B.
Des Herrn Grafen von Melin Anweisung zu Anlegung der Thiergärten. S. 164 f.
Büffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere, übersetzt von Martini. B. 3. S. 123 f.
Bechsteins gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands ꝛc. Erster Band. S. 589 f.
Donndorfs Handb. der Thiergeschichte. S. 149.
Desselben Zoologische Beiträge. Erster Bd. S. 609.
Goezens Europäische Fauna. Th. 3. S. 60 f.
Döbels Jägerpractica. Erster Theil. Kap. 7.
Allgemeine practische Forstnaturgeschichte. B. 2. S. 339.
Heppe Jagdlust ꝛc. Th. 1. S. 176. f.

**) S. z. B. Onomatologia forestalis. Dritter Theil. S. 163 f.

Rehgeiß mit Jungen

die Gazellen mit einbegriffen, eine kürzere, mehr rechtwinklichte Spitze haben als die Schaalen der Hirscharten — dagegen unterscheidet sich der Rehbock durch ein ästiges Geweih, das er, wie der Hirsch, jährlich abwirft und neu aufsetzt (ganz etwas anderes, als jene hohlen gewundenen Hörner des unedlern Ziegenbocks, die nie abfallen, sondern nur jährlich durch Auflegung eines neuen Ringes sich verlängern!) die Rehgeis aber dadurch, daß sie nicht, wie die Ziegen, fünf Monate, sondern gleich dem Edel- und Damwildpret, den Renn- und Elennthieren, Vierzig Wochen trägt. Sehr wichtige Verschiedenheiten, welche die gänzliche Abweichung des Rehes vom Ziegengeschlecht überzeugend genug beweisen, um es vielmehr mit dem Hirschgeschlecht, dem es auch seiner Natur nach völlig gleichkommt, zu vereinigen! Weit richtiger wäre es demnach, statt Rehbock: Rehhirsch und statt Ricke oder Rehgeis: Rehthier zu sagen, wenn ein alter, bei Jägern und Nichtjägern eingewurzelter Sprachgebrauch sich verbessern ließe.

Das Reh ist gleichsam ein Hirsch in Miniatur — ihm ähnlich in der innern und äußerlichen Bildung, in Farbe, in Ansehung des Gehörnes. Doch hat es, eben weil es kleiner ist*)

*) Ein alter Bock, in der Länge gemessen vom Geäse (Maule) bis zum Weidloch, maaß 4′ 2″, die Ricke 3′ 5″. Das Vordergestelle des Bocks 2′ 6″, der Ricke 2′ 3″. Das Hintergestelle des Bocks 2′ 11″, der Ricke 2′ 8″. Der Bock wog 56 Pfund, die Ricke 42. Beide

nicht das edle ſtolze Anſehen des Hirſches — dagegen aber mehr Anmuth in ſeinen Bewegungen, eine größere Leichtigkeit in ſeinen Sprüngen, mehr Feuer und Munterkeit in ſeinen Augen. Sein Körperbau iſt mehr abgerundet, ſeine ganze Geſtalt weit liebreicher — es ſuhlet ſich nicht wie der Hirſch, ſein Haar iſt immer glänzend und rein. Gerne wohnt es zwar auch in Brüchern, ſumpfigten Waldungen und mit Geröhrig durchwachſenen Dickungen — doch hüpft es ſelbſt auf Moräſten mit großer Behendigkeit, ohne einzuſinken, herum. Auch in ſeinen übrigen Sitten zeichnet es ſehr vortheilhaft vor den Hirſchen ſich aus. Nie ſtehet es in ſtarken Rudeln, ſondern meiſt immer nur Familienweiſe beiſammen, der Vater, die Mutter und die Kinder. Was die Taube unter den Vögeln iſt, iſt das niedliche Reh unter dem Wildpret, ein Muſter zärtlicher keuſcher Liebe. Kein wütendes Bedürfniß wilder Brunſt iſt es, was beide Geſchlechter vereinigt und nach vollendetem Genuſſe wieder trennt. Die ſittſame Ricke wählt unter den Böcken, die ihr Anträge machen, nicht immer den rüſtigen Compan, nicht den muthigſten Buhlen, ſondern giebt oft dem zärtlichern, obgleich minder ſtarken Bewerber den Vorzug, und ſchließt mit dieſem Auserwählten eine Verbindung, über die Gott Hymen ſeine Fackel ſchwingt und die

---

waren im September geſchoſſen, ſehr ſtark und völlig ausgewachſen. Im Eichsfelde giebt es, wie ein dortiger Jagdfreund mich verſichert hat, nicht ſelten Rehböcke, die 70 bis 80 Pfund wiegen.

nur mit dem Tode sich endigt. Auch nach der Brunst bleibt der Bock mit der Geis zärtlich vereinigt, und beide erziehen gemeinschaftlich die Früchte ihrer ehelichen Liebe. Aufmerksam tritt der sorgsame Gatte zuerst aus dem Holze, vorsichtig umherspähend, ob auch ohne Gefahr seine Familie ihm folgen könne — wenn aber die kleine Haushaltung durch Menschen oder Hunde aus der Dickung aufgeschreckt wird, so treibt er seine Gattin und Kinder vor sich her, um mit Gefahr seines Lebens eher sich, den vorzüglichsten Gegenstand weidmännischer Nachstellungen, als seine Lieben preis zu geben und ihre Flucht zu begünstigen. Wird er indeß seinen Verfolgern zur Beute, so vertrauert darum die Witwe ihr übriges Leben nicht einsam — nein! weislicher folgt sie ihrem Beruf, für die Vermehrung ihres Geschlechts lebenslänglich zu sorgen — sie sucht einen neuen ihrer würdigen Gatten sich auf, beglückt ihn mit ihrer Zärtlichkeit und kehrt getröstet in ihren gewohnten Stand mit ihm zurück, um ferner den Forst mit zahlreicher Nachkommenschaft zu bevölkern. Bleibt diese kleine Haushaltung in ungestörter Ruhe beisammen, so gehet die Brunst der Rehe gewöhnlich zu Ausgang des Julius oder Anfang des Augusts an, wahrscheinlich weil die alsdann so häufig gefundene nahrhafte Aesung und der Ueberfluß an Säften sie dazu anreizen. Die Rehgeis weicht anfänglich den Zudringlichkeiten ihres Liebhabers aus und entfernt sich züchtig von ihren Kälbern — bald aber lockt sie ihn wieder mit den zärtlichsten Tönen, in freudigen Sprüngen eilt

er nun herzu und nach tauſend wechſelſeitigen Liebkoſungen wird endlich der Hauptact vollendet. Nach einigen Tagen iſt bei der Ricke die Brunſt ſchon vorüber, und nun bleibt ſie bei ihren Kälbern, bis dieſe ſelbſt ſtark genug ſind, eine eigene Haushaltung zu errichten, welches gemeiniglich im folgenden Jahre geſchieht. Doch brunſten nicht alle Rehgeiſen zu gleicher Zeit. In Thiergärten, wo die Aeſung ſo reichhaltig und abwechſelnd nicht ſeyn kann, als im Freien, iſt der Anfang der Brunſt gemeiniglich erſt zu Ende Auguſts und ſie dauert bis in den September. Junge Geißen und Schmalgeißen brunſten ohnehin allenthalben ſpäter, die Geltgeißen hingegen immer zuerſt. Weil nun aus dieſer verſchiedenen Brunſt auch ein früheres oder ſpäteres Setzen erfolgt; ſo findet man auch dem gemäß im April, Mai und Junius eben geſetzte Kälber, ja, ich habe ſogar im September ein ſolches gefunden, deſſen Mutter freilich erſt im letztern December gebrunſtet haben mußte. Denn daß die Ricken, wie oben ſchon geſagt, gleich dem ganzen übrigen Hirſchgeſchlecht, Vierzig Wochen tragbar gehen, davon bin und bleibe ich nun einmal feſt überzeugt, ohngeachtet die auf fünf oder fünf und einen halben Monat feſtgeſetzte Dauer des Hochbeſchlagengehens einer Rehgeiß faſt bei allen Jägern und Naturforſchern für einen Glaubensartikel gilt. Ganz gewiß hat aber bloß der Nahme: Rehbock und Geiß, ſo wie die faſt gleiche Größe der Rehe und Ziegen, dieſen Irrwahn zuerſt aufgebracht, und dann, wie's oft zu geſchehen pflegt, Jahrhunderte hindurch erhalten. Ich ſelbſt war

ja ehemals von diesem Vorurtheil so eingenommen, daß ich lange das Gegentheil nicht glauben wollte*)! So schädlich sind oft die Autoritäten der Väter für die Wahrheit! Die in diesem Kalender vom Jahr 1794 S. 70 erzählte Bemerkung, welche Sieben Jahre hindurch an einer zahmen Rehgeiß zu Monplaisir bei Schwedt gemacht worden, erschütterte zuerst meinen festen Glauben an das fünfmonatliche Tragen der Rehe, bis ihn endlich die jährlichen wiederholten Beobachtungen in meinem Thiergarten, wo die unter einer großen Anzahl von Geißen befindlichen wenigen Böcke nie zu einer andern Zeit als zu Ende Augusts bis gegen die Mitte des Septembers (sehr oft in meiner Gegenwart) den Beschlag vollführten, ich aber doch vor dem Junius niemals Kälber fand, ihn völlig umwarfen. Noch überzeugender aber war mir dann jene weitere gar nicht zu bezweifelnde Erfahrung, die aus dem Journal für's Forst- und Jagdwesen (3. Band 1ste Hälfte. S. 166—172), woselbst ich sie ausführlich erzählt habe, dem 1794er Jahrgang dieses Werkchens S. 72—74 ebenfalls wörtlich schon eingerückt worden ist. Hierbei bitte ich nur noch zu bemerken, daß die Ricke nicht den stärksten Bock (wie die Edel- und Damthiere dem stärksten Hirsch sich unterwerfen) begünstigte, sondern selbst noch in dem engen Raum, der sie einschloß, eine Auswahl unter den beiden Liebha-

*) S. die Anweisung zur Anlegung, Verbesserung und Nutzung der Wildbahnen. S. 167. 168.

bern traf, den geringern vorzog, und den stärkern abwieß. Widerfährt nun aber dieses, wie gar nicht zu zweifeln ist, den alten starken Böcken auch im Freien; so ist's wohl sehr begreiflich, warum diese überall abgewiesenen Liebhaber sich an die Schmalgeißen wenden, diese auf das heftigste verfolgen und bisweilen auch außer der gewöhnlichen Zeit beschlagen, wodurch dann das Mährchen von der doppelten Brunst der Rehe wahrscheinlich veranlaßt worden ist. . Weil sich auch der Bock während der Brunst nie so sehr, wie die Hirsche, erschöpft, so ist er, vorzüglich bei reichlicher Aesung und Mast, auch im Herbst zum Beschlag wieder bereit, wenn alte Geißen, die spät gesetzt haben, oder auch Schmalgeißen ihn dazu auffordern. Auf diese Weise lassen sich dann die Wahrnehmungen des Beschlagens einzelner Böcke im November und Dezember befriedigend genug erklären, doch sind, wie auch die Erfahrung uns lehrt, dergleichen Bemerkungen im Spätherbste nur selten, wenigstens nie so häufig, als im August, so wie auch offenbar eine weit größere Anzahl eben gesetzter Rehkälber im Mai und Junius, als in den nachfolgenden Monaten gefunden wird.

Ueberhaupt aber habe ich, da die Rehe ganz unwidersprechlich zum Hirsch- und nicht zum Ziegengeschlecht gehören, in Ansehung des vierzigwöchigen Tragens der Rehe die Analogie aller Thiere aus jenem Geschlecht, Rennthiere und Elennthiere nicht ausgeschlossen, auf meiner Seite, und nach den angezeigten unleugbaren Erfahrungen ist nichts mehr, was die entgegengesetzte

Meinung noch begünſtigen könnte, als das Vorurtheil unſerer Väter, die auch ſo manchen andern Irrthum uns gelehrt haben, den wir ablegen mußten.

Wenn die Brunſt der Rehböcke vorüber, und die kältere Jahrszeit eingetreten iſt, geſchieht es wohl, daß die Rehe auf den Schlägen, beſonders bei gefälltem Holze, zuſammentreten und gemeinſchaftlich an der Rinde der Aeſte ſich äßen: doch bleibt, wenn ſie aufgejagt werden, nie das ganze Rudel beiſammen, ſondern ſie entfliehen zu 4, 5 oder 6, wie ſie zuſammengehören, nach verſchiedenen Richtungen. Zuverläſſig iſt's alſo nicht Bedürfniß der Liebe, was hier, wie die alten Jäger glaubten, ſie vereinigt, ſondern nur gemeinſchaftliches Bedürfniß der Nahrung, indem keine Wildpretsart im Winter mehr Noth leidet, als dieſe — keiner die ſtrenge Kälte und ein tiefer, lange liegender Schnee gefährlicher ſind, als ihr; dennoch werfen die Böcke in dieſer Zeit, nämlich im November und December, ihr Gehörne ab und ſetzen es auch im Winter wieder auf, da es dann, eben ſo wie bei den Hirſchen, in Kolben hervorſproßt, und im März oder April ſchon verreckt iſt, wo alsdann die Böcke zu ſchlagen (ſegen) anfangen. Sie wählen hierzu ſchlanke Bäumchen, an welchen ſie mit weit größerer Heftigkeit und Ungeduld, als die Hirſche, ſich reiben, um den Baſt abzuſchlagen. Alte Böcke ſegen eher als die Jungen, weil ſie, welches, wie bei den Hirſchen, ſich von ſelbſt verſteht, auch eher abwerfen.

Wenn das Bockkalb 6 Monate alt ist, fangen die kleinen Kolben schon an, in zwei, eines halben Fingers langen Spießen hervorzutreiben, und dann heißt es: Ein Spießbock. Dessen Schwester aber: Schmalgeiße, Schmalricke. Hat jener die Spieße abgeworfen, so setzt er ein Gehörne von 4 Enden auf, dessen kleine Stangen oben zwei Gabeln bilden, wodurch er in einigen Gegenden den Namen eines Gabelbocks erhält. Im dritten Jahre bekommt das neue Gehörne noch einen kleinen Eissprießel an jeder Stange dazu, und im 4ten oder 5ten bei immer reichlicher Aesung auch Sohl unter demselben noch einen Augsprossen. Trägt aber ein Rehbock erst acht Enden, dann nimmt er selten an Anzahl der Enden, wohl aber an Stärke der Stangen, an mehrern und größern Perlen, so wie an breitern Rosen noch zu. Doch wird er in keinem Falle nach der Endenzahl angesprochen, sondern bloß nach Beschaffenheit seines Alters und Stärke, ein Spießbock, geringer, starker und sehr starker Bock genannt. Ueberhaupt aber setzt der Rehbock nach Verhältniß seiner Größe weit kürzere Stangen auf, als der Hirsch, auch stehen sie nicht eröffnet, wie bei diesem, sondern nahe beisammen und etwas hinken hinaus gebogen. Ohne Zweifel eine Folge der Jahreszeit, in welcher er seine Gehörne wechselt. Im Winter, bei dürftiger Aesung, wo er oft Noth leidet, kann freilich den wachsenden Kolben eben kein Ueberfluß nahrhafter Bestandtheile zugeführt werden! Erwägt man nun aber jenen allbekannten genauen Zusammenhang des Wachsthums

der Gehörne mit dem Kurzwildpret, und daß, so lange jene nicht völlig ausgebildet und gefegt sind, gar keine überflüssigen Säfte, die den Saamengefäßen zufließen könnten, vorhanden sind; so erhellet auch schon hieraus ganz offenbar, daß der Rehbock, so lange er mit dem Aufsetzen des Gehörnes beschäftigt ist, zu einem fruchtbringenden Beschlage gänzlich untüchtig seyn müsse, und daß, wenn irgend jemand einen Kolbenbock eine Ricke bespringen gesehen hätte, dieses bloß für einen muthwilligen Scherz, keinesweges aber für eine würkliche Brunst gehalten werden könne.

Der Rehbock hat weder Thränenhölen, noch so sichtbare Rosenstöcke, als der Hirsch. Denn wenn gleich letztere an dem skeletirten Kopfe bemerkbar sind, so fallen sie doch unter der Haut nicht in die Augen, sondern die Stangen scheinen unmittelbar aus der Stirne hervorzusprossen. Außer diesen Eigenheiten weicht auch das Reh hauptsächlich in der Bildung des Kopfes vom Hirsche noch ab. Dieser ist um das Gehör und die Augen sehr stark, wird aber nach dem Geäse (Munde) hin auffallend fein und dünne, und die mit weißen Haaren umgebene schwarze nackende Nasenhaut hat auf beiden Seiten einen kleinen Strich von schwarzen Haaren, der einem Stutzbarte gleicht, und ein eben so ausgezeichneter Character des Rehes ist, als die von außen gar nicht sichtbare Blume. Am Hintertheile erscheint eine breite Fläche von weißen Haaren, die man den Spiegel nennet, und welche, vorzüglich im Winter, sehr weit im

Walde hervorleuchtet. Unter derselben hängt bei der Rehgeiß aus dem Feigblate ein langer Zopf gelblichter Haare (die Schürze) hervor, der, wenn ihr Begleiter, der Bock, abgeworfen hat, dem Kennerauge des Weidmanns von ferne schon zum Unterscheidungskennzeichen dient*).

Die Farbe der Rehe ist, so wie die des Edelwildes, im Winter grau, im Sommer roth. Doch giebt es auch hierbei eine auffallende Verschiedenheit, indem eine Art im Winter ganz dunkelgrau, im Sommer aber rothbraun, die andre hingegen im Winter röthlichgrau und im Sommer gelbroth erscheint. Sie verfärben sich übrigens zu gleicher Zeit mit dem Edelwilde und sind auch eben so, wie dieses, mit Engerlingen geplagt. Ganz weiße und gefleckte alte Rehe sind äußerst selten, höchst merkwürdig aber ist doch eine gewisse Varietät, deren Ursprung mir unerklärbar ist, weil sie in der ganzen bekannten Welt meines Wissens nicht weiter angetroffen wird**)

In der Grafschaft Dannenberg nämlich findet man in einem Walde, die Luzie genannt, neben den gewöhnlich gefärbten Rehen auch ohngefähr in gleicher Anzahl ganz schwarze Rehe. Bisweilen sind diese so schwarz, wie Tusche, und die mit gelben

---

*) Der Bock ist auch immer außer der ansehnlichern Gestalt überhaupt, an einem am Zeugungsglied befindlichen Haarzopf (Pinsel) zu erkennen. d. H.

**) S. hiervon den Anhang am Schluß dieser Abhandlung.

Gehörnen prangenden Böcke sehen vorzüglich prächtig aus. Beide Arten brunsten unter einander und man trifft rothe Geißen mit schwarzen Kälbern und umgekehrt, ja sogar Geißen mit einem rothen und einem schwarzen Kalbe an. Die Aesung kann also diese Verschiedenheit in der Farbe nicht bewürken, auch hat sie sich in den dieser Luzie benachbarten Forsten (aber nicht weiter) ausgebreitet und erhalten. Doch scheinet sie zärtlicher als die gewöhnliche Art zu seyn, indem die schwarzen, ihren Müttern geraubten Kälber sich wenigstens weit schwerer, als die gewöhnlichen, aufziehen lassen.

Wenn die Ricke die Annäherung der Setzzeit fühlet, entfernt sie sich vom Bocke*) und soll ihn zu dieser ihrer Abwesenheit stuffenweise gewöhnen, bis sie endlich ganz ausbleibt und unter einem Strauch oder im hohen Grase, auch wohl in der Dickung ein, gewöhnlich zwei, auch bisweilen (jedoch selten) drei Kälber setzt. Diese sind von etwas dunklerer, braunrötherer

---

*) Daß dieses um deßwillen geschehe, weil der Naturtrieb ihr sage, der Vater würde (gleich einem grausamen Kater) seine neugebohrnen Kinder auffressen und daß letzteres bisweilen würklich zu geschehen pflege,
S. des Hrn. Prof. Leonhardi Forst- und Jagdkalender von 1795
kann ich unmöglich glauben. Auch dächt' ich meine beste Pürschbüchse zu verwetten, daß seit Vater Nimrods Zeiten noch kein Weidmann Zeuge einer so kannibalischen Malzeit gewesen sey!

Farbe, als die Mutter, und mit weißen Flecken über dem ganzen Leibe, gleich den Hirschkälbern, geziert. In den ersten Tagen sind sie auch eben so wenig im Stande, ihr Lager zu verlassen und der Mutter zu folgen. Diese bewacht sie daher mit der gröſſesten Zärtlichkeit und achtet ihres eigenen Lebens nicht, um Raubthiere oder Hunde abzutreiben oder sie durch eine schlaue langsame Flucht von den geliebten Kleinen hinwegzuführen.

Sobald sie ihr aber folgen können, führet sie sie ihrem geliebten Gatten zu, welcher diese Pfänder ihrer wechselseitigen Liebe mit ächter Vaterzärtlichkeit aufnimmt und dann mit eben der Sorgfalt beschützen hilft, welche bisher die Mutter allein zu ihrer Sicherheit anwendete. Manche Böcke sind um diese Zeit so kühn, daß sie jedes lebendige Wesen, das ihrem Bezirke sich nähert, mit äuſserster Wuth verjagen. So hatte ich einst einen starken Bock in meinem Thiergarten, der mit seiner Familie in dieser Periode auf einer kleinen Insel sich aufhielt, und es durchaus nicht litt, daß andres Wildpret auf diese Insel kommen durfte. Wie einen Pfeil sahe ich ihn oft auf einen ihm nahe kommenden Dam-Schaufler, der alsdann Kolben trägt, folglich ziemlich wehrlos ist, zurennen, ihn mit groſser Herzhaftigkeit durch's breite Wasser zurücktreiben und dann noch weit in den jenseits gelegenen Wald hinein verfolgen. Wahrscheinlich hatte der Hirsch des tapfern Bockes Gehörne schon gefühlt — denn iedesmal rennte er in völliger Flucht davon und stolz kehrte

dann der Ueberwinder zu den lieben Seinigen zurück und that sich ruhig bey ihnen nieder.

Gewöhnlich sind die niedlichen Rehzwillinge verschiedenen Geschlechts Ihre Flecken verlieren sie in vier oder sechs Wochen. Die Schmalgeiß brunftet im 15ten Monat ihres Alters. Zu dieser Zeit entfernet sie sich mit ihrem Bruder und wenn sie gleich nachher zusammen zu ihren Eltern wieder zurückkehren, so errichten sie doch gegen die Setzzeit eine neue Familie, wenn nicht etwa die junge Braut noch vor der Vermälungsperiode durch irgend einen unglücklichen Zufall ihren Freier verliert. In diesem traurigen Falle vertritt indeß, wenn wenig Böcke im Revier sind, der Vater dessen Stelle und lebt mit der Tochter, so wie mit der Mutter, auch wohl, wenn keine Söhne mehr da sind, mit mehrern Töchtern ganz ohne Scrupel in der Ehe. Dieses habe ich in meinem Thiergarten, wo immer die Anzahl der Ricken die der Böcke weit übertraf, sehr oft zu bemerken Gelegenheit gehabt.

Junge Rehkälber von der gewöhnlichen Art lassen sich leicht aufziehen und werden sehr zahm. Doch sind die Böcke, sobald sie Gehörne tragen, böse und wegen ihrer Schnelligkeit gefährlich. Bei zahm erzogenen Rehgeißen bringt zuweilen der Ueberfluß an Aesung und die unbefriedigte Brunst kurze Gehörne hervor, dergleichen ich noch vor wenig Tagen eines gesehen habe. Ueber dem rechten Auge hatte diese Ricke, welche noch nie gesetzt hat, einen kurzen dicken Spieß, und neben demselben einen Aug-

ſproſſen, über dem linken Auge aber nur eine kaum merkliche Erhöhung, doch bleibt dieſes Aftergehörne ſchon ſeit 18 Monaten immer kolbenartig. Döbel führt ein ähnliches Beyſpiel von einer im Bernburgiſchen erlegten Ricke an, welche zwey kolbenartige Spieße trug und mit zwey Kälbern beſchlagen gieng.*)

Der größte Nutzen, den zahm erzogene Rehe gewähren können, iſt der, einen Rehgarten damit zu beſetzen. Denn wild eingefangene nehmen durch Erhitzung oder zu heftiges Einfallen ins Zeug ſehr leichtlich Schaden und verenden oft, ohne zu brunften oder doch vor der Setzzeit. Zahm erzogene hingegen vermehren ſich bald, und bey guter Winterfütterung iſt ein Rehgarten in wenig Jahren mit dieſem reizenden Wildpret bevölkert. Nur muß das hierzu beſtimmte Revier nicht zu enge ſeyn, ſondern wenigſtens 100 Magdeb. Morgen enthalten, weil die Rehe häufiger Bewegung und Abwechſelung bedürfen und das Einſchließen in einen engen Raum nur in der erſten Jugend vertra-

---

*) S. Döbels Jägerpractica Th. 1. Cap. 7. Auch Ridinger hat die Abbildung einer 1689 im Grafl. Pappenheimiſchen geſchoſſenen, ganz ſonderbar gehörnten Rehgeiß geliefert und daß ich ſelbſt im Jahr 1792 den Exequien einer mit zwey Spießen gezierten alten Ricke, welche 2 Junge hatte, mit beygewohnt habe, iſt im Neujahrsgeſchenk von 1794 S. 2 ſchon erzählt worden.

Der Herzogl. S. Meinungiſche Hofjägermeiſter, Herr v. Ziegeſar, hat, wie er mir zu melden die Güte hatte, im Jahre 1767 eine ähnliche erlegt.

der Herausgeber.

gen können. Hauptsächlich aber soll ein Rehgarten aus Laubholz, insonderheit aus Haseln und Dickungen von Beeren tragenden Gesträuchen bestehen. Auch müssen Brücher und Geröhrig, und, der Mast wegen, große Eichen und Buchen, so wie ein durchlaufender Bach zur Wässerung darin befindlich seyn.

Wären noch zwischen dem Gehölze abwechselnde, mit Winter- und Sommergetreide besäete Felder, mit Heidekraut bewachsene Wüstungen und fruchtbare Wiesen mit eingezäunt; so würde dieses die Aesung der Rehe noch weit angenehmer und gesünder machen. Zur Winterfütterung müssen ihnen Eicheln und Bucheckern oder gestampfte Kartoffeln gereicht werden, wenn man ihnen nicht lieber Habergarben (denn des Heues achten sie eben nicht) in kleinen Raufen täglich vorlegen will. An einer Garbe haben 6 bis 8 Rehe genug.

Diese eigene und kostbare Fütterung macht es eben unmöglich, Rehe unter anderm Wildpret in einem Thiergarten zu erhalten. Bey etwas strengen Wintern fallen sie gewiß alle, ob sie sich gleich im Sommer in einem weiten Raume neben dem andern Wilde fürtrefflich befinden. Vielfältig habe ich hiervon die schmerzliche Erfahrung gemacht — und der Hauptgrund liegt darin, daß die schüchternen Rehe nicht so bald der Körrung zueilen als das andere Wildpret, welches weit zudringlicher ist und ihnen alles wegäset.

Der Zaun um einen Rehgarten braucht, wenn er nicht etwa der Hunde wegen zu erhöhen seyn möchte, nur 5 Fuß hoch zu

seyn. Doch müssen alle Bohlen dicht auf einander liegen, weil sonst die Rehe, bey welchen das Durchkriechen mehr als das Uebersetzen zu befürchten ist, da, wo sie einen hinlänglichen Zwischenraum entdecken sollten, ohnfehlbar durchschlüpfen würden. Bey einer reichlichen Winterfütterung kann man in einem solchen Rehgarten viel Rehe erziehen, wenn auch der Winterbestand nur aus 4 Böcken und 16 Geißen bestehen sollte. Ist nebendem Zaune ein kleiner Beygarten angelegt, wohin einige Rehe aus dem Rehgarten eingekörnt und eingefangen werden können; so läßt sich aus diesem in der Folge ein guter Rehstand im Freyen anziehen, wenn man jährlich durch Aufhebung einiger Fächer eine gewisse Anzahl ausläßt und sonst die Gelegenheit des Reviers für diese Wildpretsart sich schickt. Dieses Revier muß nämlich vielmehr Dickungen, Gebüsche und Brücher, die mit Aeckern und Wiesen abwechseln, als große Heiden haben, auch müssen weder Schafe noch Rindvieh darinnen weiden, damit die Rehe einer möglichst ungestörten Ruhe genießen.

Der Schaden, der durch einen solchen Rehstand den Waldungen zugefügt werden würde, ist von gar keiner Bedeutung, wenn nur nicht etwa große Anlagen von Lerchenbäumen darin befindlich sind. Denn dieser Holzart sind die Rehe vor allen andern gefährlich, indem sie den Jahrwuchs abbeißen, im Winter die Rinde benagen und die jungen Stämme allen vorziehen, um ihr Gehörne daran zu fegen. Wo Rehe gehegt werden sollen muß man also die Lerchenbäume, bis sie wenigstens 12 Jahre

alt sind, mit einem Zaune sorgfältig verwahren. Die übrigen kleinen Holz- und Feldfrevel werden sie durch das mannigfaltige Vergnügen, das sie gewähren, und durch ihr vortreffliches Wildpret reichlich vergüten. Wenn man indessen zu einem solchen Rehstand im Freyen gelangen will, muß man sie in harten Wintern, eben so, wie im Thiergarten, füttern, die Füchse eifrigst vertilgen und nie Jagdhunde in diese Reviere bringen. Denn beydes sind die gefährlichsten Feinde der nützlichen Rehe. Nächst diesen rauben aber auch Adler und Schuhu's manches Rehkalb, auch wohl gar Schmalrehe, welches letztere mir selbst begegnet ist, da einstmals im Thiergarten einem Adler eines abgejagt und noch fast warm mir gebracht wurde.

Auch beym Rehpürschen ist, so wie beym Edel- und Damwildpret, der Schweißhund der allerbrauchbarste und beste Jagdgefährte. Nur muß er von recht reiner Race seyn, und nie packen, sondern blos stellen.

Man schießt die Rehe nach ächtem Weidmannsbrauch eigentlich nur mit der Büchse*) entweder im Pürschengehen oder auch Abends auf dem Anstande, wenn sie aus den Dickungen in die Felder und Wiesen hervortreten. Nur bey Treibjagden bedient man sich auch der Flinten dazu, die mit

---

*) Ach! wie würde dir zu Muthe werden, theuerster Obermeister, wenn du hier gewisse, ewig ungelehrige Afterjäger sogar auf die Hirschjagd mit Flinten ausziehen sehen müßtest!

ganz grobem Schrote oder Rehposten geladen zu werden pflegen. Wo geräumige Felder an den Wald gränzen, kann man auch die Wechsel mit Windhunden besetzen und die Rehe wie Hasen hetzen, indem sie ihrer Flüchtigkeit ohnerachtet leicht gefangen werden, weil sie dem Hasen an Gewandtheit nicht gleichkommen.

Wer aber seinen Rehstand im Flor erhalten will, muß immer darauf bedacht seyn, nur Böcke und nie Geißen zu schießen.

Denn die letztern verlassen ihren Stand nicht, wohl aber die Böcke, wenn sie in ihrem Aufenthalte keine Gattinnen finden. Das Verbot im Preußischen, bey 10 Thlr. Strafe (eine sehr verhältnißmäßige und desto zahlbarere Pön) keine Ricken zu schießen, hat zur Vermehrung dieses lieblichen Wildprets in den dasigen Staaten unglaublich viel beygetragen, obgleich die Aasjäger, die gerne alles morden möchten, über diese Einschränkung nicht wenig murren.

Das Blaten ist eine ganz vorzüglich angenehme Methode, Rehböcke zu erlegen. Man ahmet bekanntlich auf einem Buchen- oder Birnblate oder einer künstlichen Locke den Ruf der Ricke nach, wenn sie den Bock verlanget, und indem er, jedoch nur in der Brunftzeit, dieser bezaubernden Einladung in vollen Sprüngen zueilt, findet er statt der gehofften Freuden den unerwarte-

ten Tod*). Dieſes Rehblaten fängt gegen Jacobitag an und dauert die Brunftzeit der Rehe hindurch.

Wer ſich's bequem machen und gerne viel Rehe beyſammen haben will, kann einen Walddiſtrict, wo welche vorhanden ſind, in Tuch- oder verdoppelte Federlappen einſtellen, ſo daß die beyden langen Seiten der Stellung in derjenigen Gegend, wohin die Rehe zu wechſeln pflegen, immer enger werden. An dieſen beyden verengten Seiten wird mit ſchmalem Zeuge (Tüchern, die nur $1\frac{1}{2}$ Ehle hoch ſtellen) ein Zwangtreiben oder eine Kammer auf drey Seiten zugeſtellt und zwiſchen den Lappen offen gelaſſen. Zwey Tücher in der Länge und eines in der Breite ſind hierzu genug. Wird nun das Treiben am Anfange der Lappen angelegt und ganz langſam nach der Kammer zugetrieben; ſo kommen endlich die Rehe zwiſchen die Tücher und die offen gelaſſene Seite wird alsdann gleichfalls zugeſtellt, ſo daß

---

*) Selten wirſt du meinem Bley,
Flücht'ger Rehbock, dann entrinnen!
Deiner ſchlanken Buhlerinnen
Sanft dich lockendes Geſchrey
Lügt das Blatt vertrauter Buchen —
Lüſtern kommſt du, ſüſſen Scherz,
Da, wo Liebe winkt, zu ſuchen —
Ach! und findeſt Tod und Schmerz.

S. des Herausgebers Jägerlieder Leipzig 1788. S. 35.

nun die Rehe innerhalb der sechs Tücher des Zwangtreibens stehen.

Doch müssen die Tücher wohl verhäckelt werden, damit die Rehe nicht etwa bey ungleichem Boden einige Oeffnungen unter der Unterleine finden, welche sie emsig suchen und wodurch sie, wenn sie dergleichen entdeckt haben, unverzüglich entschlüpfen. An dieser Kammer wird nun ein Lauf mit drey Tüchern gestellt und aus dem Schirme werden dann die nach weggenommenem Quertuch auf diesen Lauf getriebenen Böcke, so viel man deren haben will, mit der Büchse gepürschet, hernach aber die Zeuge abgeworfen und die Ricken und Kälber herausgelassen, wodurch folglich das Revier immer in gutem Stande bleibt.

Doch — warlich! die Arten, dieses liebliche Wild zu fangen, und zu morden, sind ohnehin schon zu mannigfaltig — zu vielfach der Schaden, den manche ihm gefährliche Raubthiere darunter anrichten, und zu groß die Verheerungen, denen es in harten Wintern unterworfen ist, als daß man nicht weit mehr Ursache hätte, diese sanfte, angenehme und fast ganz unschädliche Thiergattung sorgfältig zu heegen und anzuziehen, als deren Verfolgungsmethoden noch zu vervielfältigen. Lasset uns also, ihr ächten getreuen Lieblinge Dianens, jenes Anathema ferner getrost verlachen, welches unwissende Wildantagonisten auch über sie aus ihren weichgepolsterten Richterstühlen aussprechen! Triumph genug für uns, daß doch wenigstens dann ihr Nutzen recht sichtlich ihnen einleuchtet, wenn an unsern Tafeln ein

schmackhafter Rehbraten ihnen entgegen dampft und die überwiegende Leckerhaftigkeit ihrer Tadelsucht den Mund stopft!

Vom Herrn Reichsgrafen von Mellin.

Anhang.

Auch in der Grafschaft Schaumburg ist die höchst seltene und merkwürdige schwarze Varietät von Rehen anzutreffen, worüber ich dem Herrn Verfasser der im ersten Jahrgang dieses Werkchens mitgetheilten schönen Abhandlung über den Hasenmangel*) folgende ausführlichere Nachrichten verdanke.

„Schwarze Rehe," schreibt er, „halten sich in der Grafschaft Schaumburg hauptsächlich nur im Ottenser Forst auf. „Einige haben in die angränzenden Hessischen und Bückenburgischen Waldungen sich wahrscheinlich nur verirrt. Im Jahre „1771 war nur noch ein einziger schwarzer Bock bey 3 rothen „Geißen im Ottenser Forste. Wäre diesem, und wie leicht hätte „das nicht geschehen können! irgend ein Unfall begegnet, so „war's um die ganze Mohrenrace geschehen! doch es gieng „glücklich. Er beschlug rüstig seine rothen Gattinnen — der

---

*) Dem jüngern Herrn Pfarrer Paulus zu Mollenbeck bey Rinteln, welcher durch die wärmste Liebe für die Naturgeschichte und den thätigsten Beobachtungsgeist vor so manchem seiner Mitbrüder rühmlich sich auszeichnet.

„neue Förster kam mit Heegen zu Hülfe und bestehet der dor-
„tige sehr ansehnliche Rehstand vielleicht zum dritten Theile aus
„schwarzen Rehen. Sie sind glänzend rabenschwarz und
„haben nicht, wie Heppe in seiner Jagdlust 1. Th. S. 186 sagt,
„gelbe, sondern auch schwarze Spiegel. Wahrscheinlich
„versteht aber dieser Schriftsteller wieder eine andere Gattung,
„weil er die seinigen nicht sowohl schwarz, als vielmehr dun-
„kelbraun nennt.

„An Größe sind die erwähnten ganz schwarzen Rehe von
„den gewöhnlichen gar nicht verschieden, und außer allem Zwei-
„fel ist's, daß sie auch mit den letztern sich begatten.

„Denn wie hätten sonst so viele jetzt vorhandene schwarze
„Rehe von dem einzigen noch übriggebliebenen Bock entstehen
„können? Auch hat der dortige Förster sehr oft rothe Geißen
„mit zwey schwarzen und schwarze Geißen mit zwey rothen
„Kälbern — auch rothe sowohl, als schwarze mit einem rothen
„und einem schwarzen Kitzchen gesehen. Selbst Schecken, halb
„roth und halb schwarz sind nichts seltnes."

„Ueber den eigentlichen Ursprung dieser merkwürdigen Ab-
„art habe ich, alles Nachforschens ohnerachtet, nichts erfahren
„können. Sollte vielleicht der Aufenthalt in sumpfigten Gegen-
„den (wie bey den sogenannten Heidschnucken)*) der Grund da-

*) Eine bekannte kleinere Art schwarzbrauner Schaafe, deren in den großen Heiden, z. B. bey Lüneburg, unzählige unterhalten werden.

„von seyn? dann bliebe aber doch immer der schwer zu lösende „Zweifel noch übrig, warum dann nicht auch die dort wohnen„den rothen Rehe in schwarze sich umwandelten?“

„Wer weiß, ob nicht etwa ein schwarzer Damhirsch, oder „wohl gar ein solcher Ziegenbock der Stammvater dieser „Negerart gewesen ist? Seitdem ich in einem Thiergarten einen „Rehbock sich alle Mühe geben sah, ein Damthier zu beschlagen „so daß er sogar einen starken Schaufler, der ihm in's Gehäge „kam, mit seinen spitzen Stangen tödlich durchbohrte, seitdem „ich Hündinnen aus der Vermischung eines Hundes mit einer „Füchsinn erzeugt, sich wieder mit andern Hunden vermischen „und Junge zur Welt bringen sah — seitdem, wie Morveau „Saintmery erzählt (S. die medicinisch-chirurgische Zeitung „Nr. 45. vom 8ten Jun. 1795) auf St. Domingo drey Maul„eselinnen geboren haben — werde ich sehr in dieser Meynung „bestärkt.“

Und würklich ist diese Entstehungsart so ganz unmöglich eben nicht, da Göze in der Europäischen Fauna Th. 3. S. 72 eines aus der Vermischung einer Schafmutter mit einem Rehbock erzeugten Bastards, so wie eines andern von einer Rehgeiß, die von einem spanischen Widder befruchtet worden war, glaubhaft erwähnt und Hr. Prof. Leonhardi (s. dessen Forst- und Jagdkalender von 1795) sogar von zwey gemeinen Ziegen und einem zahmen Rehbock dergleichen selbst erzogen zu haben versichert.

Ein ganz weißes Reh ist noch im Jahr 1789 im Möllenbecker Forst bey Rinteln (aber nicht lange) gesehen worden. Wahrscheinlich war es wegen der damaligen großen Kälte, die so manchem seiner Geschlechtsverwandten das Leben raubte, nebst mehrern andern aus den gebirgigten Gegenden im Lippischen dahin emigrirt.

Vor dem Wasser scheuen die Rehe sich eben nicht, sie können auch trefflich schwimmen. Oft hat man deren mehrere ganz ohne Noth durch breite Flüsse schwimmen gesehen.

Die Sorgfalt und Herzhaftigkeit, womit alte Rehgeißen ihre Jungen beschützen, ist fast unglaublich. Oft rennen sie denjenigen, der ein Junges ihnen rauben will, fast um und verfolgen ihn, wenn er's hinwegträgt (wie ich aus eigner Erfahrung weiß) wohl Stundenweit. Einer meiner Freunde hat noch kürzlich zugesehen, wie ein Dachshund, der ein junges Reh gefangen hatte, von der herzueilenden Mutter so lange getretten wurde, bis er's losließ und sie selbst zu ergreifen versuchte. Nun begab sie sich auf die Flucht, wußte aber diese so zu mäßigen, daß sie der Hund stets in den Augen behielt, wodurch er dann immer weiter vom jungen Reh hinweggeführt und dieses also gerettet wurde.

Gehörne von ungewöhnlicher Beschaffenheit sind bey Rehböcken weit häufiger, als bey Hirschen. Wahrscheinlich, weil sie ihren noch weichen Kopfputz weniger schonen, als diese, und aus Muthwillen mancherley Unfug damit treiben. Die merkwürdigsten und allerseltensten, die vielleicht je ein Jägerauge gesehen hat, zieren die Sammlung des Fürsten von Witgenstein-Berlenburg, dem dieses Werkchen schon so manchen wichtigen Beytrag zu verdanken hat. Es sind deren von 2 Schuh Länge und bewundernswürdiger Dicke, mit 14 und mehr Enden, auch mit 4 bis 7 Stangen darunter. Manche sollte man von ferne für ganz stattliche 6—8 endigte Hirschgeweihe aus magern Gegenden halten. Sie sollen aber meistens alle aus Ungarn herstammen, wo entweder in vorigen Zeiten (denn sie sind schon sehr alt) die Rehböcke bey der besten Aesung und Ruhe ein sehr hohes Alter erreicht haben, oder diese Gehörne von einer ganz eigenen — (vielleicht ausgestorbenen) riesenmäßigen Rehgattung getragen worden, seyn müssen.

Auch der beym Gewicht der Rehböcke schon erwähnte brave Jagdfreund (der Freyherr von Linsingen zu Gengelrode bey Heiligenstadt im Eichsfelde) hat die Zeichnung eines sehr seltenen Rehbocksgehörnes mir zugesendet*), welches der Herr Kam-

*) Noch feuriger würde mein Dank seyn, wenn es diesem Ehrenmann möglich gewesen wäre, mit dem Original selbst meine kleine Sammlung zu bereichern! Wer mit

merrath Bauer in Mainz besitzen soll. Es ist von einem bey Wildeck im Rothenburgischen erlegten Bocke, und hat, wenn es nach Enden angesprochen werden dürfte, deren würklich vierzehn.

Höchst merkwürdig ist übrigens auch die vom Herrn von Rochow in den Schriften der Berlinischen Gesellschaft naturforschender Freunde, B. II. S. 400, erzählte Geschichte. Ein Spießbock hatte einem andern stärkern Bock im Kampf einen seiner Spieße über dem rechten Auge durch die Hirnschale gestoßen. Der Spieß war tief unter der Rose abgebrochen, und in des gestoßenen Kopf so bewundernswürdig eingekeilt, daß, als dieser im nächsten September geschossen wurde, er sich treflich wohl befand. Dessen skeletirter Kopf war eine der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten in der bekannten auserlesenen Sammlung seltner Hirsch- und Rehbocksgehörne des unvergeßlichen Herrn Domdechanten von Spiegel zu Halberstadt.

Kämpfe zweyer Rehböcke scheinen, selbst in der Brunftzeit, weit seltner, als Hirschkämpfe, vorzufallen. Um so sonderbarer war es, daß im April 1792 ein starker Rehbock mir gebracht

---

ächten Seltenheiten dieser Art in natura mich erfreuen will, dem wird hier meine Dankbegierde ein öffentliches Denkmal errichten.

wurde, den ein andrer todt gestoßen hatte. Hinzu eilende Hirten bemühten sich vergebens, die wüthend erbitterten Kämpfer auseinander zu bringen.

Daß alle Hunde die Witterung der Rehe ganz vorzüglich lieben, wissen die Jäger aus Erfahrung. Vermuthlich kommt dieses mit daher, weil ein gejagtes Reh nie selten gerade aus und weit hinweg läuft, sondern oft in einem kleinen Bezirk unzählige Wiedergänge und Absprünge macht, auch zuweilen sich drückt und die Hunde vorbeijagen läßt, wodurch dann die Fährte vervielfältigt und die Witterung immer erneuert wird. Wer mit Jagdhunden jagen will und keine Rehe schießen darf, muß seine Hunde gleich anfänglich davon abzugewöhnen suchen, weil sie sonst diese Wildpretsart immer weit lieber und eifriger als jede andre aufsuchen und verfolgen werden.

Die Rehe haben ein sehr scharfes Gesicht und einen vorzüglich feinen Geruch. Wahr ist's, daß sie vom anschleichenden Weidmann oft schon auf 3—400 Schritte weit Wind bekommen. Treiben lassen sie sich nicht leicht. Fast immer brechen sie auf der Seite aus oder durch die Treiber zurück.

Ihre liebste Nahrung finden sie im Sommer auf jungen, mit zartem Waldgrase, Brombeer- und Himbeerstauden, Ginster und allerhand weichem Gehölze bewachsenen Schlägen — im Winter äßen sie sich an der Eichel- und Buchmast, dem Heidekraut, gefälltem Reiserholze und allerhand Knospen, Zweigen und Rinden. Den Feldern schaden sie zwar weit weniger, als das Edelwild, doch besuchen sie gerne die dem Walde nahe liegenden Aecker und Wiesen. Erstere vorzüglich dann, wenn junges Korn oder Haber, Erbsen und Linzen ihren lüsternen Gaumen reizen.

Daß die Aesung von Bohnenblättern, oder den im Frühlinge frisch ausbrechenden Baumknospen und Trieben, sie gleichsam berauschen, toll und blind machen soll, finde ich zwar von vielen Naturforschern angemerkt. Doch kann ich aus eigener Erfahrung nichts hiervon sagen. Auch hat meines Wissens noch niemals ein nüchterner Jäger einem betrunkenen Rehbocke begegnet, obgleich der umgekehrte Fall wohl so gar selten eben nicht seyn möchte.

Wie alt ein Reh werden könne? läßt sich mit völliger Gewißheit nicht bestimmen. Nach der gewöhnlichen Meinung erstreckt sich die Dauer ihres Lebens nicht über 16 Jahre. Je älter ein Rehbock ist, desto stärker ist sein Gehörne, desto breiter sind dessen Rosen, desto zahlreicher und größer dessen Perlen.

Die Stimme der Rehe wird selten gehört. Nur dann, wann sie schmälen, das heißt, über irgend einen unvermutheten und noch nicht deutlich genug erkannten Gegenstand, durch ein lautes, dem Bellen eines Hundes nicht ganz unähnliches Blöcken, ihre Bestürzung verrathen, oder wenn die alte Ricke mit demjenigen sanften Laute, welchen das betrügerische Blat künstlich nachahmt, ihre Jungen oder ihren Liebhaber zu sich lockt, oder endlich, wenn der Schmerz ihnen Klagetöne auspreßt.

Das Schmälen des Bocks klingt stärker und dumpfigter als das der Geiß.

Das Blaten ist ohne Zweifel eine der arglistigsten Morderfindungen, die jemals von Nimrods Söhnen ausgeheckt worden ist. Gewiß würde das arme Rehgeschlecht, wenn es Annalen schreiben könnte, die Asche des unbekannten Böswichts darin verfluchen, der diese heimtückische Täuschung ihres zärtlichsten Naturtriebes ersonnen hat! Wehe, wehe den Forsten, die in dieser so gefährlichen Periode von blatenden Wilddieben durchstreift werden!

Weder Bock, noch alte Geiß (denn letztere, weil sie ihre Jungen in Gefahr glaubt, lauft gewöhnlich am hitzigsten auf's Blat) sind dann, wenn sie nicht etwa schon verblatet sind, ihres Lebens nur einen Augenblick sicher. Jedem Aasjäger ist

es dann leicht, das oft ihn fast umrennende Reh mit Schrot! meuchelmörderisch darnieder zu donnern.

Daß die Böcke bei kühlem und nassem Wetter des Blatens fast gar nicht achten, habe ich im vorigen Jahrgange schon bemerkt. Wo viel Schmalgeißen sind, lassen sie sich auch so leicht nicht herbeilocken. Von 10 Uhr des Morgens bis 5 Uhr Nachmittags laufen sie nach meinen Erfahrungen am hitzigsten. Im letztern Sommer haben sie in den meisten, hiesigen Forsten des Blatens fast gar nicht geachtet, wenigstens haben sie erst gegen den 5. August auf's Blat zu springen angefangen, woran ebenfalls die vorherige, immer nasse und kühle Witterung Schuld gewesen sein mag.

In harten Wintern pflegen die Rehe die hohen Gebürge zu verlassen und in niedrigere mit allerlei weicherm Holze bewachsene Reviere zu wandern. Doch kehren sie im Frühlinge gemeiniglich in ihren alten Stand wieder zurücke. Ehe sie sich niederthun, scharren sie mit ihren Vorderläufen einen runden Platz, um im Sommer kühl und im Winter trocken zu liegen.

Wenn es viel Mast gegeben hat und ein lauer und nasser Winter darauf folgt, werden die Rehe oft innerlich faul, wie die Schaafe. Auch verenden sie nicht selten an einer Art von Auszehrung, wenn die in harten Wintern genossene, unverdauliche

Aesung von Baumrinden, Zweigen u. s. w. in ihrem Magen wie Leim sich zusammengeballt und festgesetzt hat. Andre sterben im Frühling am Durchfall, wenn sie nach langem Hunger zu viel junges Laub genossen haben. Und so hat schon oft ein ungewöhnlich strenger Winter (wie z. B. die von 84, 85 und 89) manchen Forst von Rehen fast gänzlich entvölkert.

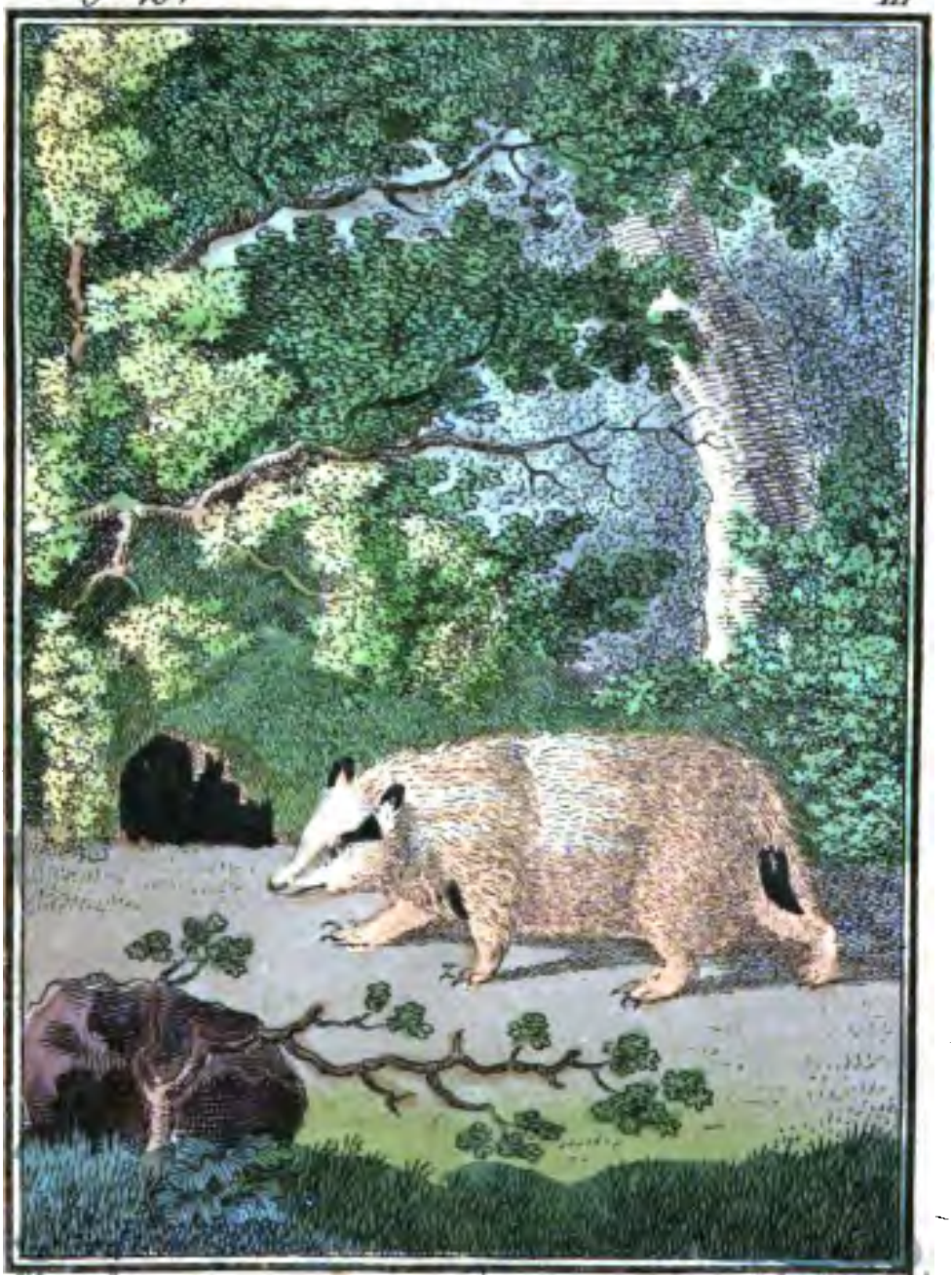
Von Holzböcken und Wildläusen sind sie weniger als das Edelwild geplagt. Göze hat aber auch Blasen- und Bandwürmer bei ihnen gefunden.

Fast in allen Gegenden von Europa sind Rehe zu finden. Nur in England soll es gar keine, in Schottland und Italien aber sehr wenig geben.

Der Nutzen, den dieses niedliche Wildpret uns gewährt, ist jedem bekannt. Ein Zimmerbraten, vorzüglich von einem Spießbock oder Schmalreh, pflegt selbst dem feinsten Züngler herrlich zu behagen. Die Leber, so frisch als möglich gebraten, ist nicht minder sehr zart und schmackhaft. Die Häute dienen zu treflichen Beinkleidern, Handschuhen u. s. w. Die Haare sind elastischer als Hirschhaare, und daher zum Auspolstern der Stühle und dgl. besonders brauchbar. Die Gehörne werden zu Messerstielen, Pfeifenröhren, Stockknöpfen u. s. w. verarbei-

tet. Daß aber, wie die Alten glaubten, die Nehlebern die Augen klar machen, die Milz die Kolik heilen, die Galle die Sommerflecken und die Losung mit Wein eingenommen die Gelbsucht vertreiben soll — möchte wohl zu den längst glücklich verbannten medicinischen Vorurtheilen gehören.

Vom Herausgeber.



Herr del. S. Hodges Jun. sc.

Der Dachs.

II.

Der Dachs.*)

Wie mancher alte, brave Waidmann wird nicht erstaunen, wenn er hört, daß der ehrliche Dachs nach der gelehrten Rangordnung des Thierreichs zum Bärengeschlechte gehöre! Nicht anders — denn wirklich hat er auch die wesentlichen Bärenkennzeichen mit diesem seinem zottigen, gegen ihn freilich her-

*) Ursus Meles. Linn. Syst. Nat. Edit. XIII. Gmelin. T. I. P. I. p. 102.
Schrebers Säugethiere T. III. p. 516. tab. 142.
Büffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere, übersetzt von Martini. B. 4. S. 123. f.
Bechsteins gemeinnützige Naturgesch. Deutschlands ꝛc. erster B. S. 349. f.
Donndorfs Handbuch der Thiergeschichte. S. 100.
Desselben zoologische Beiträge, erster Band. S. 327 und die daselbst angeführten, übrigen Schriftsteller.
Gözens Europäische Fauna Th. 1. S. 393 f.

kuliſchen Wettern gemein. Sein langes, borſtenartiges Haar, ſein dicker, gedrungener Körper macht ihn einem kleinen Bären nicht unähnlich, obgleich ſein Kopf eher einem Fuchskopfe, ſeine Schnauze einer Hundsſchnauze gleicht. Sein Gebiß beſtehet (achtbärenmäßig) aus ſechs Vorderzähnen oben und unten, wovon die erſten — ſonderbar genug! — abwechſelnd inwendig ausgehöhlt ſind, aus vier Hunds- oder Eckzähnen (Fängen) und oben 8 — 10, unten aber 10 — 12 zackigen Backenzähnen. Die beiden unterſten Fangzähne ſind hinterwärts gebogen und die Unterkinnlade iſt in ihren Pfannen ſo bewunderungswürdig feſt eingeſchloſſen, daß ein Dachs, gleich einer Hyäne, ſolche nie vorwärts bewegen kann. Sein Kopf iſt ein wahrer Triangel, mit breiten, ſchwarzen und weißen Streifen geziert — rüſſelförmig ſeine ſcharfwitternde, ſchwarze, immer feuchte Naſe — ſein Rücken breit, ſeine Zunge glatter, als bei andern Raubthieren. Seine dicke Schwarte deckt ein ſtrammes immer fettiges Haar, deſſen Farbe aus ſchwarz, gelb, röthlich und weiß ſonderbar gemiſcht iſt. Kinn, Bruſt und Bauch ſind meiſt ſchwarz, an den Seiten aber bräunlich*). Seinen Beruf, unterirdiſche Woh-

---

Kruüitz ökonomiſche Encyclopädie Th. 8. S. 623 f.
Onomatologia forestalis Th. 1. S. 441 f.
Döbels Jägerpractica erſter Theil. Kap. 16.
Allgemeine practiſche Forſtnaturgeſchichte B. 2. S. 377 f.

*) Im Jahre 1724 iſt bei St. Hubertsburg ein ganz weißer Dachs mit gelbröthlichten und dunkelbraunen Flecken ausgegraben worden. S. Ridingers Vorſtellungen ſeltener Thiere. Tab. 74.

nungen ſich zu graben, hat die allweiſe Natur dadurch ihm erleichtert, daß ſie ſeine kurzen fünfzehigten Läufe mit langen Klauen bewaffnete und ſeine kleinen tiefliegenden Augen gegen hineinfallende Erde mit einer Nickhaut (membrana nictitans) ſorgfältig ſchützte. Die Länge eines alten Dachſes beträgt über 3 Fuß, ſein Hals iſt kurz und ſo dick, als der Kopf. Seine Ruthe (Schwanz) iſt kaum 5 Zoll lang, ſtumpf, dick, unten mit vorzüglich ſtrammen Haaren beſetzt. Merkwürdiger aber als dies iſt ſein berühmtes Saugloch, oder die zwiſchen dem Weibloch und dem Schwanze ſichtbare Oeffnung eines ganz eigenen Beutels, in welchem eine weißliche, zähe und übelriechende Feuchtigkeit erzeugt wird, von welcher der Dachs, wenn andre Nahrung im Winter ihm mangelt, auf eine höchſt bewunderungswürdige Weiſe ſich ernährt: Alles Fett, das zu Ende des Herbſtes ſeinen Körper aus- und inwendig überzieht*), ſcheint dann nach und nach flüßig zu werden und in jenen Beutel ſich zu ziehen. Der Dachs, wenn er bei ſtarkem Froſt und tiefem Schnee zu Hauſe bleiben muß, ſteckt ſeine Schnauze bis an die Augen in das Saugloch und zehrt ſo, zwar nicht erſtarrt, wie das Murmelthier, aber doch wahrſcheinlich meiſt ſchlafend, von ſeinem eigenen Schmalze und kommt dann oft erſt im Frühling äuſſerſt mager, räudig, und von Ungeziefer wimmelnd aus ſeinem dumpfigen Loche wieder hervor.

*) Alte im Spätherbſte gefangene und recht feiſte Dächſe wiegen oft über 30 Pfund.

Ein Dachsbau hat gewöhnlich 3 bis 4 Röhren oder Eingänge, die zu einem geräumigen Kessel führen, der mit Moos, Laub, Farrenkraut u. s. w. ausgepolstert ist, und zur Schlafstätte, so wie der Frau Dächsin zum Wochenbette dient. Durch die Reinlichkeit in seinem innern Hauswesen beschämt der einsiedlerische Dachs manchen cynischen Pallastbewohner. Meister Reinecke, wenn er den Besitz einer ihm anständigen Dachsburg zu usurpiren Lust hat, braucht sie daher in Abwesenheit des Hausherrn nur nach seiner Weise zu verunsaubern, um diesen zum Ausziehen zu nöthigen. Zuverlässig ist's wenigstens, daß einst einer meiner Jagdfreunde, Abends auf dem Anstande nach einem Dachs, einen mit dem Durchfall behafteten, alten Fuchs, mit gekrümmtem Rücken aus der Ferne herzueilen, seine Mündung genau in die Dachsröhre einpassen und dann erst seiner höchst mühsam zurückgehaltenen Bürde sich entledigen gesehen hat. Wahrscheinlich weil der Erzschelm von einer solchen ungewöhnlichen Salbe eine desto kräftigere Wirkung sich versprach!

Die Nahrungsmittel des Dachses sind sehr mannigfaltig. Im Frühling und Sommer bestehen sie größtentheils aus Wurzeln, Schwämmen, Käfern, Heuschrecken, Schnecken, Regenwürmern u. s. w.*). Im Herbste mästet er sich von allerhand Obst, Buch- und Eichelmast, Rüben und andern Feld-

*) Göze fand im Magen eines zergliederten Dachses sechs Raupen des großen Weidenbohrers (Phalaena Cossus Linn.)

früchten. Manche beschuldigen ihn zwar auch kleiner Wilddiebereyen — doch ich bin fest überzeugt, daß er wenigstens absichtlich hierauf nicht ausgehe. Ein so schwerfälliger, unbehülflicher Jäger, als er, pflegt wenigstens selten etwas zu fangen! Sollte indeß irgend ein halb flückes Vögelchen oder ein noch sehr dummdreistes Häschen bei seinem nächtlichen Umhertraben ihm in den Weg kommen — so möchte ich diesen freilich nicht für ihr Leben bürgen. Denn allerdings speißt er zur Abwechslung auch sehr gerne Fleisch — und soll sogar in Nothfällen mit Aas, vorzüglich von Schweinen, sich gerne begnügen lassen. Nicht immer bleibt er den ganzen Winter hindurch in seinem Baue. Bei gelinder Witterung und wenn der Schnee nicht allzutief ist, wandert er zuweilen heraus, um zu trinken und in der Nachbarschaft seiner Höhle einige Nahrung aufzusuchen*). Auch ist es gewiß, daß er im Herbste einen Vorrath von Lebensmitteln einzutragen pflegt. Denn noch im letztern November wurde im Schaumburgischen ein Dachs ausgegraben, in dessen Baue 2 Metzen gelbe Rüben, $2\frac{1}{2}$ Metze Feldbohnen und $1\frac{1}{2}$ Metze Holzäpfel sich fanden.

Beweis genug, daß diese einsiedlerische Thierart, den Winter hindurch wenigstens nicht allein von ihrem eigenen Fette lebe.

---

*) Im letztern, unerhört gelinden Winter scheinen die Dächse fast gar nicht geschlafen zu haben.

Die Dächse ranzen zu Ende des Novembers. Der alten Meinung, daß dieses erst im Hornung geschehe, widerspricht die vielfältige Erfahrung, daß in diesem letztern Monate schon junge Dächse in den Bäuen gefunden werden und die Analogie der übrigen Thiere, bei welchen der Begattungstrieb auch gewöhnlich dann zu erwachen pflegt, wenn sie am feistesten sind.

Die Dächsin trägt neun, nach andern zehn bis eilf Wochen und wirft drei, vier, auch fünf Junge, die anfänglich schön blau und überhaupt ganz allerliebst aussehen, und zu deren Nahrung die sorgfältige Mutter in der Folge, alles eßbare, was sie nur auftreiben kann, mühsam herbeischleppt. Ist der Bau an einem sehr ruhigen und einsamen Orte, so kommen auch die jungen Dächse, gleich den Füchsen, zuweilen hervor, um vor der Röhre sich zu sonnen und miteinander zu spielen. Sehr possirlich soll es unter andern aussehen, wenn mehrere junge Dächse einen hohen Berg hinauf wackeln, sich dann fest umfassen und so bis ins Thal miteinander herunterrollen. Mir selbst hat es indessen nie glücken wollen, dieses zu sehen. Im Herbste sondern die Dächse, die aber doch erst im 2ten Jahre ihre völlige Größe erreichen, von der Mutter sich ab, um ihre eigene, einsame Haushaltung anzufangen. Der eigentliche Gemüthscharacter des Dachses ist meines Erachtens bei weitem noch nicht gründlich genug untersucht worden. Auch ist dieses der Natur der Sache nach fast unmöglich, weil er höchst selten anders, als todt oder gefangen gesehen wird. Seine träge

einsiedlerische Lebensart, sein Haß gegen das Tageslicht, entziehen ihn fast für immer den Blicken der Beobachter und das wenige, was man von seinen Sitten weiß, hat man größtentheils zahm erzogenen jungen Dächsen ablauern müssen, von deren Betragen in der Sclaverei doch auf dasjenige in der Freiheit nicht ganz zuverlässig geschlossen werden kann. Fast alle Jäger und Naturforscher nennen ihn ein frostiges, boshaftes, mißtrauisches und furchtsames Thier. Augenscheinlich gründet sich aber die erstere Benennung blos auf die an jungen in den Häusern erzogenen Dächsen beobachtete Gewohnheit, gerne in der Wärme zu liegen. Denn wirklich sind diese von den Oefen und Feuerstätten, woran sie nicht selten sich jämmerlich verbrennen, kaum abzuhalten.

Mir scheint aber diese Frostigkeit eine sehr natürliche Folge der häuslichen Erziehung zu seyn, wodurch sie, des ununterbrochenen Einflusses der freien Luft beraubt, nothwendig haben verzärtelt werden müssen. Wie schwer hält es nicht auch unsre Hunde vom behaglichen, warmen Ofen abzuhalten? und giebt es deren nicht, welche in den heißesten Sommertagen unaufhörlich für Frost zittern? Wer wollte aber darum ihre Geschlechtsverwandten, die Wölfe und Füchse, die, ob sie gleich auch gerne zuweilen sich sonnen, doch allbekanntlich auch der heftigsten Nova-Zembla-Kälte Trotz bieten können, einer gleichen Frostigkeit beschuldigen?

Mißtrauen und Bosheit sind Eigenschaften, die der Dachs

mit allen übrigen Raubthieren gemein hat — wenn man anders den natürlichen Instinct, auf möglichste Sicherheit gegen alle Nachstellungen bedacht zu seyn, Mißtrauen und eine hartnäckige Vertheidigung gegen wüthende, feindliche Anfälle mittelst der von der Natur zu diesem Behufe verliehenen Waffen, Bosheit nennen kann.

Ob man Grund genug habe, den Dachs der Feigherzigkeit zu beschuldigen, bezweifle ich auch noch sehr, wenigstens ist das eine offenbare Fabel, daß er bei hellem Mondscheine deswegen nicht ausgehe, weil er sich vor seinem eignen Schatten fürchte.

Denn wie mancher ehrliche Dachs ist nicht schon beim Vollmond (den man sogar zu dieser abentheuerlichen Jagd, um dabei nicht den Hals zu brechen, vorzüglich gerne wählt) in sehr weiter Entfernung von seinem Baue gefangen worden? Fast wäre ich geneigter, wenigstens alte, erfahrne Dächse für ganz vorzüglich herzhafte Thiere zu halten. Mehr als einmal war ich Zeuge, daß kaum einige hundert Schritte weit von demjenigen Orte, wo unter dem, jedem Practiker bekannten, bis zu den Wolken erschallenden Halloh ein Dachs gefangen worden war, auch der zweite von den Hunden ergriffen wurde. Gewiß würde aber doch dieser letztere, vom furchtbaren Getöse der ersten Jagd erschreckt, die Flucht ergriffen haben und dem Baue zugeeilt seyn, wenn er wirklich so furchtsam, als manche glauben, gewesen wäre. Man hat sogar Beispiele, daß Dächse bei Streitigkeiten mit

Menschen und Hunden der zuerst angreifende Theil gewesen sind. So kam z. B. einst ein Bauer, der des Morgens vor Tagesanbruch, um Holz zu holen, in den Wald fuhr, mit einem ihm begegnenden Dachse, der schlechterdings nicht aus dem Wege gehen wollte, so ernstlich in's Handgemenge, daß er oben auf seinen Wagen sich flüchten mußte. Einen Jäger, der Abends in der Dunkelheit nach Hause gehen wollte, griffen zwei Dächse so wüthend an, daß er genöthigt war, Feuer unter sie zu geben.

Wahrlich keine Züge, die einen furchtsamen Character bezeichnen! Von Hasen wird wenigstens gewiß niemand etwas ähnliches erlebt haben.

Unstreitig ist aber übrigens der Dachs eines der ungeselligsten Thiere auf dem Erdboden. Höchst selten findet man ihn ausser der Ranzzeit oder wenn nicht etwa irgend ein Zufall deren ein Paar in einen Bau zusammenbrachte, in der Gesellschaft seines gleichen.

Mit den übrigen Waldbewohnern, insonderheit aber mit den Füchsen, stehet er auch nie in gutem Vernehmen. Mein schon oft erwähnter Jagdfreund im Schaumburgischen sah einst 3 halbwüchsige Dächse mit 4 eben so großen jungen Füchsen sich herumbalgen. Das soll ein gräßlicher, dem Katzengeschrey ganz ähnlicher Lärmen gewesen seyn! und die Erbitterung beider Parthieen war nach dessen Schilderung so groß, daß vielleicht einer oder der andre auf dem Platze geblieben seyn würde, wenn nicht

die herzueilende, alte Füchsin den Streit geschlichtet und die erboste Dachsbrut in die Flucht gejagt hätte.

Vom zähen Leben des Fuchses habe ich in dessen Geschichte manches erzählt — der Dachs übertrifft ihn aber in dieser Rücksicht noch weit. Mancher regt sich noch lange, ob er gleich stundenlang von den Hunden wüthend mishandelt und ihm die Nase (sein empfindlichster Theil) so wie die Hirnschale durch unzählige Stockschläge völlig zertrümmert worden ist. Nicht selten siehet man auch Dächse, die längst schon todt geschienen haben, plötzlich wieder aufleben, wenn sie mit kaltem Wasser beschüttet worden sind.

Den Hunden wird es sehr schwer, ihn todt zu beißen, weil ihre Zähne seiner dicken Schwarte wegen bis zu den edlen Theilen nicht leicht durchdringen können. Wird er nicht sehr nahe und zwar so, daß er augenblicklich auf dem Platze bleibt, geschossen, so pflegt er ohnfehlbar, aller sonst tödtlichen Wunden ohnerachtet, den Bau noch zu erreichen. Im Kampfe mit Hunden wehrt er sich mit fast unglaublicher Wuth und wehe dann demjenigen, den sein furchtbares Gebiß in diesen verzweiflungsvollen Momenten erhascht!

Was er packt, ist verloren und schon mehr als einmal haben seine Feinde Ohren und Füße auf dem Schlachtfelde zurückgelassen. Weislich sucht er so lange, als nur möglich, in eine Ecke sich zu drängen, um das Hintertheil zu sichern — wenn dies aber nicht mehr angehet, legt er sich auf den Rücken und wehrt

sich mit den Krallen und Zähnen ritterlich bis zum letzten Odemzuge.

Sein Geschrei, welches nur die allerempfindlichsten Schmerzen ihm auspressen können, ist durchdringend helle, wie die Stimme des Schweins. Entschieden aber ist es nach meinen und mehrerer Jäger Erfahrungen, daß nur die Dächsin, nie aber ein männlicher Dachs dergleichen Schmerzenstöne hören lässet — eben so, wie auch nur Bachen und Frischlinge, nie aber Keuler oder Hauptschweine zu wehklagen pflegen.

Auch die Dachsjagd hat ihre verschiedenen Methoden. Die bekannteste ist die, daß man im Spätherbste bei Nacht mit einem revierenden Finder und einigen angekoppelten Fanghunden die Wälder durchstreifet, wenn jener laut wird, diese zuhetzet, sobald sie den Dachs ergriffen haben, ihnen zu Hülfe kommt und so des armen Gefangenen sich bemeistert.

Eine für Jäger vom Handwerke zwar oft einträgliche, für bloße Jagdliebhaber aber eben nicht reizende Jagd! denn wahrlich! gehört viel Glück dazu, bei einer oft egyptischen Finsterniß durch Dorn und Dickung, über Stöcke und Steine zu rennen, ohne in irgend einem Graben — wenigstens Arme und Beine zu zerschmettern.

Annehmlicher und für unsere Gliedmassen sicherer ist's dagegen, den mysantropischen Grebing *) am hellen Tage mit

*) Namen des Dachses in Niedersachsen.

wohl eingehetzten Dachshunden in seiner unterirdischen Burg zu belagern, diese da, wo seine krummbeinigten Antagonisten durch ihren Laut ihn verrathen, zu durchgraben und dann mit Hülfe der schlau ersonnenen Dachszange aus seiner Festung ihn hervor zu holen. Auch der Dachshauben (aus starken Bindfaden gestrickte Säcke, die in die Röhren so aufgestellt werden, daß der Dachs, wenn er hineinfahrt, sie selbst zuziehet) Schlagbäume, Tellereisen, Selbstschüsse und Schlingen pflegt man sich, wie aus practischen Jagdschriften ausführlicher zu lernen ist, zum Dachsfange mit erwünschtem Erfolge zu bedienen.

Daß der Dachs eher den nützlichen als den schädlichen Thieren beizuzählen sey, werden hoffentlich selbst diejenigen nicht leugnen, die nach dem heutigen Modeton gerne alles, was nicht zahm ist, als schädlich und ausrottungswürdig verschreien möchten*).

Denn nicht zu gedenken, daß sehr viele, unleugbar schädliche Insecten und Gewürme ihm mit zu seiner Nahrung dienen und daß er selbst nicht ungenießbar ist**), liefert er eine sehr

---

*) Und doch stünde ich dir für nichts, ehrlicher Dachs, wenn du nur irgend einmal in der Nähe einer Acacienpflanzung gesehen zu werden das Unglück haben solltest! Wer eine gewisse Zeitschrift liest, wird diese meine Furcht nicht ungegründet finden.

**) In Frankreich wird eine Dachskeule mit Blumenkohl und in der Schweiz mit gekochten Birnen für eine besondre Delicatesse gehalten. S. Bechstein a. a. O. S. 361. Viele

reichliche Menge des brauchbarsten Fettes oder Schmalzes *), seine Schwarte (Fell) dient zu Jagdtaschen und Büchsenfutteralen, die keine Nässe durchdringen kann, zu Pferdegeschirren und mancherlei sonstigem Gebrauch und seine Haare werden zu Bürsten, Mahler- und Vergolderpinseln häufig verarbeitet.

Fast in ganz Europa, auch in Asien und Nordamerika wohnen Dächse. Ob er auch in Afrika und Südamerika gefunden werde, ist noch zweifelhaft. Sandigte Gegenden pflegen sie nicht zu bewohnen, weil ein solcher Boden zur Anlegung dauerhafter Bäue nicht fest genug ist. Der von tausenden seit Olims Zeiten behauptete Unterschied zwischen Schweine- und Hundedächsen ist, wie Bechstein S. 363 f. mit ausführlicher Gründlichkeit sehr überzeugend dargethan hat, eine bloße Grille. Eben so unrichtig ist auch die Meinung, daß die Dächse nie sich zu

---

Jäger, die davon gegessen haben, versichern mich, daß ein Dachsbraten, gehörig zugerichtet, an Wohlgeschmack das beste Schweinewildpret noch übertreffe. In den vereinigten Niederlanden prangt er bei großen Gastereien, als ein Hauptgericht. Man bindet da den erlegten Dachs in ein Tuch, grabt ihn auf 24 Stunden 6 Schuh tief in die Erde, und wenn er dann wieder herauskommt, hat er allen Erdgeschmack völlig verlohren.

*) Ohne alles Vorurtheil ist doch das Dachsfett zu Heilung äußerlicher Schäden an Menschen und Thieren sehr heilsam. Auch hat es bekanntlich die sonderbare Eigenschaft, daß wenn man ein Pferd an unbehaarten Orten damit bestreicht, weiße Haare darnach wachsen. In Jagdschuhe und Stiefeln fleißig eingerieben, hält es die Nasse ganz vorzüglich ab. **Probatum est!**

haren pflegten. Wer, wie ich, mehrere im Sommer durch Zufall umgekommene Dächse zu sehen Gelegenheit gehabt hat, dem wird auch der wesentliche Abstand zwischen einem halb kahlen, oft räudigten Sommerfelle und einer recht dicht behaarten, schönen Winterschwarte gewiß aufgefallen seyn.

Merkwürdig ist's übrigens noch, daß die Anzahl der Dächse in einem Forste, selbst dann, wenn deren in vielen Jahren keine gefangen worden seyn sollten, doch nie sichtbarlich sich vermehre, so wie dieses auch bei Buch- und Steinmardern der Fall zu seyn pflegt. Sollten vielleicht die Schwächern immer von den Stärkern verdrängt und dadurch zum Auswandern bewogen werden?

Doch — Heil dem Glücklichern unter ihnen, der irgend eine andre Weltgegend entdecken könnte, wo keine so rastlosen Verfolgungen, wenigstens eine minder grausame Todesart, als in den meisten Gegenden Europens, ihm bevorstünden! Denn empörend ist's wahrlich! wie unbarmherzig manche von euch Weidmännern den unschuldigen Dachs zu mishandeln gewohnt sind, wenn er das Unglück gehabt hat, ihren Tigerklauen zur Beute zu werden. Krätzer, zu diesem schrecklichen Endzweck ausschließlich ersonnen, werden ihm tief in den Leib geschraubt, um ihn seiner bestürmten Wohnung damit zu entreißen — und in einem Sacke wird er oft Stundenweit — zum Kampfplatz geschleppt, wo ein wüthendes Heer von Hunden aller Gattungen mit mörderischem Zahn ihn zerfleischen muß. Dem Tode schon nahe wird er von seinen Henkern ihnen wieder entrissen,

durch eine Waſſerfluth der kleine Reſt ſeines Lebens zu neuen Qualen angefriſcht, und die kannibaliſche Hatze ſo lange wieder erneuert, bis endlich ſein wirklicher Tod dieſes ſchrecklichſte aller Schauſpiele beſchließt. Fluch und Schande dem Barbaren, den ſolche Jagdgreuel noch ergötzen können!!

Vom Herausgeber

III.

Der Fasan.*)

Wie das Dammwild von allem das nützlichste und keines zur Besetzung enger Reviere und Thiergärten schicklicher ist, auch keines innerhalb der ihm eingeräumten Forstreviere einen so sichern Stand hält; so ist auch der Fasan von allem Federwildpret das einzige, welches alle diese für uns so nützliche Eigenschaften eben so vollständig in sich vereinigt, folglich als

*) Phasianus colchicus Linn. Der gemeine Fasan. Le Faisan
Bechsteins gemeinnützige Naturgesch. Deutschlands ꝛc. B. 3. S. 412 f.
Büffons Naturgeschichte der Vögel, übersetzt von Martini. B. 5. S. 200 f.
Onomatologia forestalis B. 1. S. 682 f.
Krünitz ökonomische Encyclopädie B. 12. S. 214 f.
Allgemeine practische Forstnaturgeschichte Th. 2. S. 166 f.

L. de Wildungen D. vio. pinx. G. B. sc.

Gemeiner Fasan. Hahn und Henne.

ein sehr passendes Gegenstück neben dem schon beschriebenen Damwilde zu stehen verdient.

Der Fasan ist eben so wenig deutschen Ursprungs, als das Damwild. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist er aus Asien, vorzüglich aus jenen glücklichen Provinzen, Georgien und Mingrenien, welche vor Zeiten Colchis hießen und wo bekanntlich auch die reizendsten Mädchen des Erdkreises wohnen, nach Europa gekommen. Nach der alten Sage sollen ihm die berühmten Argonauten, die, um das goldene Vlies zu holen, auf dem Fluße Phasus nach Colchis schifften, als eine weit nützlichere und angenehmere Beute, nach Griechenland mitgebracht und nach jenem Fluße, an dessen Ufern sie diese schönen Vögel in vorzüglicher Menge fanden, ihn Phasianus genannt haben. Von Griechenland hat er sich zuerst nach Italien und sodann nach und nach weiter im übrigen Europa ausgebreitet. Nirgends aber wird er häufiger angetroffen, als in Böhmen. Ueberhaupt haben wir Deutsche, so wie in der übrigen Jägerei, auch in der Kunst, Fasanen zu erziehen, einen starken Vorsprung vor den Engländern und Franzosen, denen es nach dem eigenen Geständniß eines Pennants und Büffons noch nie geglückt hat, ihre Jagdreviere mit wilden Fasanen zu bevölkern.

Der Fasanenhahn hat die Größe eines gemeinen Haushahns und weicht selbst dem Pfaue nicht an Schönheit, den er indeß an Nutzbarkeit noch weit übertrifft. Ihn ziert ein eben so edler Anstand, ein eben so stolzer Gang, ein nicht minder glänzendes

Gefieder. Zwar kann er die langen Federn seines Spiels (die Schwanzfedern) nicht so, wie jener, gleich einem Fächer ausbreiten, auch fehlt ihm der schöne Federstraus, der den Kopf des Pfauen so reizend schmückt: dagegen aber prangt er mit zwei brennend rothen Hautlappen, die seine Augen umgeben und die, so wie in der Balzzeit hervortretenden, grünen Ohrfedern, seinem Kopf eine ganz eigenthümliche Zierde geben. Ausser diesen letztern, die er nach der Balze verliert, hat er noch andre, womit er, vermöge eigner Muskeln, seine sehr weiten Ohrenöffnungen nach Willkühr mehr oder weniger schliessen kann. Der obere Hals und der Kopf sind am Hahne mit grünen Federn beheckt, die, nachdem die Lichtstrahlen darauf fallen, bald heller, bald dunkler, bald vergoldet erscheinen. Der untere Theil des Halses und der Rücken hat braune Federn, deren goldgelbe Schafte fürtrefflich sich auszeichnen. Der Schwanz (das Spiel) besteht aus 18 langen Federn, wovon die beiden mittelsten am längsten, alle aber braun und in die Quere schwarz gestreift sind. Die übrigen Farben und Schattirungen wird die hier beigefügte mit möglichster Treue nach der Natur kopirte Abbildung anschaulicher, als jede weitere Beschreibung, darstellen. Die Henne unterscheidet sich, wie daraus gleichfalls zu ersehen ist, sowohl in der Größe als in der Farbe, sehr auffallend vom Hahne. Der Hahn ist von der Spitze des Schnabels bis an's Ende der Schwanzfedern 3 Fuß 6 Zoll und der Schwanz selbst 2 Fuß lang. Mit ausgebreiteten Flügeln mißt er 2 Fuß 10 Zoll

und wiegt dritthalb bis drei Pfund. Die Henne hingegen hat in der größten Länge nur 1 Fuß 10 Zoll, der Schwanz beträgt nicht mehr als achthalb Zoll, die Flügel klaftern nur 2 Fuß und sie wiegt gewöhnlich nicht über 7 Viertel, höchstens 2 Pfund. Auch ist ihr ganzer, äußerlicher Anstand minder edel und stolz, als der des Hahns, indem sie meist gebückt und mit eingezogenem Halse einhergehet. Ihre Federn sind alle braun, nur mit dunkelern und schwarzen Strichen und Schattirungen, ohne alle hervorstechende Farben, bezeichnet. Merkwürdig aber ist's, daß bei diesem Federwildpret auch die Hennen zuweilen dem Hahne, die rothen Augenlappen und die grünen Ohrfedern ausgenommen, an Gefieder völlig ähnlich werden. Bei sehr alten Goldfasan-Hennen soll sich dieses öfter, doch aber nur dann erst ereignen, wenn sie zu legen aufhören. In meiner Fasanerie hingegen ist diese wunderbare Verwandlung im vorigen Jahre mit einer zweijährigen gemeinen Fasanenhenne vorgegangen, und doch hat sie hernach wie die andern, Eier gelegt, aus welchen auch Junge erzogen worden sind. Unter den gewöhnlichen Fasanen giebt es auch schneeweiße, Schecken, die nur hier und da weiß gezeichnet sind und eine etwas größere Art, die durch ein sehr helles Braun sich unterscheidet und die man türkische Fasanen nennt. Doch sind dieses bloße Spielarten, die mit den gemeinen Fasanen gepaart, fruchtbare Junge erzeugen.

Bei allen Fasanen sind die Zehen mittelst eines breitern Häutchens miteinander verbunden, als man es bei den übrigen

hünerartigen Vögeln findet, wodurch dieses liebliche Federwild sich gewissermassen den Wasservögeln zu nähern scheint, mit welchen es auch die Neigung gemein hat, in Brüchern, im Rohr, auf nassen Wiesen und am Rande des Wassers sich aufzuhalten, und da Wasserinsekten, Frösche und Kröten aufzusuchen, die ihm wahre Leckerbissen sind. Sonst bestehet die gewöhnliche Nahrung der Fasanen in allerlei Gesäme und Getreide, besonders Weizen, Buchweizen und Hanf, ferner in Obst, Eicheln, Beeren, den Blättern des Savoyer und andern Kohls, Pimpinelle, Kresse, Löffelkraut u. s. w.

Vorzüglich aber lieben sie die Ameiseneier, Schnecken, Käfer und andre Insekten und Würmer.

Im Winter, wenn ihnen der Schnee das Aufsuchen dieser Nahrungsmittel erschwert, werden sie auf besondern Plätzen unter einer auf Posten stehenden und auf allen Seiten offenen, oben aber mit einem Strohdache versehenen Hütte, die man Schütten oder Körrungen nennt, mit Weizen gefüttrt und so erhalten.. Höchst sonderbar ist es aber, daß der Fasan an gewissen Gerüchen ein solches Wohlbehagen findet, daß man ihn dadurch, wie den Fuchs durch Witterungen, herbei locken kann.

Um also die entfernten Fasanen auf die Körrung zu bringen, macht man einen ihnen angenehmen Rauch. Nicht weit davon wird nemlich eine 3 Fuß breite, eben so lange und anderthalb Fuß tiefe Grube angelegt, in diese Hanfstroh, Spreu

und Haberſtroh mit faulem Weidenholze abwechſelnd aufgeſchichtet, 2 Loth Campher, 3 Loth Maſtix oder Weihrauch und 5 Loth gepülverter Zucker hinzugethan und dann die ganze Maſſe angezündet. Doch muß ſolche nie in Flammen ausbrechen, ſondern nur dampfen — und, ſobald erſteres geſchiehet, wird naſſes Schilf darauf gedeckt, um das Feuer zu löſchen. Auf dieſe Weiſe wird auch des Morgens oder Abends geräuchert, damit ſich der Rauch über dem vom Thaue benetzten Boden fortziehe und nicht in der obern Luft ſich zerſtreue. Sobald dann die wilden, weit verflogenen Faſanen dieſen Geruch wittern, ziehen ſie demſelben bis zur Körrung nach, wo ſie Weizen finden, den ſie ſehr begierig aufnehmen. Auch werden ſie dieſen Körrungsplatz jeden Abend und Morgen um ſo gewiſſer wieder beſuchen, wenn derſelbe an einem Orte angelegt iſt, wo dichte Laub- und Dornholzgebüſche ſie gegen Raubthiere und hauptſächlich gegen Raubvögel ſchützen und wenn zumal jener ſo liebliche Rauch in jeder Woche einigemal wiederholt wird. Ein Verbergehüttchen für den Faſanenmeiſter — ungefähr 50 Schritte davon — iſt zur Ueberſicht der ankommenden Faſanen nothwendig.

Im wilden Zuſtande liebt der Faſan die Ebenen, und mit kleinen Gebüſchen und Dickungen, Brüchern und Wieſen abwechſelnde Feldreviere. Am beſten gedeihet er in ſolchen Gegenden, wo viel Weizen gebauet wird, weil er nicht nur die Weizenkörner allen andern Getreidearten vorziehet, ſondern auch im Herbſt und Winter der jungen Saat zu ſeiner Lieblingsäſung

ſich bedient. In bloßen Kiefernholzungen ſtehen die Faſanen nicht gerne, weit lieber aber in Wacholdergebüſchen, weil deren Beeren ihnen ſehr angenehm ſind, auch in Erlenbrüchern, in welchen allerlei andre Beeren tragende Sträucher ſich befinden. Von hieraus fallen ſie in die Getreidefelder, wo ſie ſich in den hohen und reifen Weizen- oder Gerſtenfluren den ganzen Tag verbergen und nur gegen Abend erſt dem Holze zufliegen, um da zu bäumen, weil ſie nie auf der Erde ſchlafen. Remiſen ſind zu einem wilden Faſanenſtande ſchlechterdings unentbehrlich, und fürtrefflich iſt's, wenn deren Unterholzung auch hin und wieder mit hohen Eichen, Buchen, Eſchen, Aſpen und dergleichen vermiſcht iſt, die den Faſanen zum nächtlichen Aufenthalte dienen können. Um ſolche Dickungen zu vermehren und dicht zu machen, hauet man die Wipfel der jungen Laubholzbäume ein, daß ſie ſich zur Erde neigen, doch aber am Stamme hängen bleiben und von dieſem die Nahrung erhalten. Die Wunde des Hiebes heilet zu und die zur Erde geneigten Stangen der Wipfel treiben friſche Aeſte, welche über und nebeneinander nach allen Richtungen liegend und wachſend, ein den Menſchen und allen vierfüßigen und geflügelten Raubthieren faſt undurchdringliches Verhack bilden. In ſolchen ſichern Zufluchtsorten bringen die Faſanen ihre Jungen glücklich auf, die ſonſt in der erſten Periode ihres Lebens unzähligen Gefahren ausgeſetzt ſind.

Die Balz- oder Paarzeit der Faſanen gehet zu Ende des Merzmonats an und dauert den April hindurch bis den in May

und Junius. Die alten Hähne fühlen den Trieb zur Begattung zuerst, doch sind sie, ihrer großen Begierde ohngeachtet, nicht immer die brauchbarsten zur Zucht.

Man glaubt vielmehr, daß sie nicht über drei Jahr, so wie die Hennen nicht über sechs Jahre alt seyn müßten, wenn man von beiden eine sichere Vermehrung erwarten wollte.

Der Hahn verschönert sich zur Balzzeit ungemein. Alle seine Farben werden glänzender, die Scharlachhaut um die Augen wird brennender, die beiden Federsträuße an den Ohren treten sehr merklich hervor und geben ihm eine ganz neue und nur diese Periode hindurch dauernde Zierde. Freudig gesellt er sich dann zu den Hünern, die er nicht leicht wieder verläßt und mit welchen er einen abgesonderten Stand sich erwählt. Sobald sie in der Morgendämmerung von den Bäumen auf die Erde sich herablassen, versammelt er gleich den Haushähnen, seine Schönen um sich her, lockt sie mit kurzen, zärtlichen, oft wiederholten Tönen, stolzirt majestätisch um sie herum, schlägt mit den Schildern (Flügeln), ruft sein fröhliches Kock-Kock und schweigt dann in abwechselndem Genusse. Anfangs muß zwar auch er die vor ihm fliehenden Hüner verfolgen und einholen — bald aber laden sie selbst durch kleine Schmeicheleien, öfteres Niederducken und sanftes Zirpen zu der Minne süßen Spielen ihn ein. Im Freien begnügt sich ein Hahn gewöhnlich mit drei oder vier Hünern — in den zahmen Fasanerien aber giebt man jedem zehn Hüner und setzt sie mit ihm in besondre Räume oder Balzzwin-

ger, wovon ich unten ausführlicher noch reden werde. Im weiten Raume eines freien Standes können freilich die Hähne mit ihren Hünern sich weiter ausbreiten und ohne Kampf einander ausweichen — auch die Hüner vor den ungebührlichen oft wiederholten Zudringlichkeiten der Hähne sich verbergen.

Ungefehr fünf bis sechs Wochen nach dem Anfange der Balz, also im Mai*), beginnen die Hüner zu legen. Wenn sie selbst brüten, kratzen sie eine kleine Grube zum Nest in die Erde und scharren etwas Laub und Gras darin zusammen, worauf sie sechs bis zehn Eier legen. Diese Eier sind kaum zwei Drittheile so groß, als gewöhnliche Hünereier, und von bläulicher, dunkler Farbe, daher sie auch, gegen die Sonne gehalten, ganz undurchsichtig sind, so daß man nicht, wie bei den Eiern des Hausgeflügels, daran erkennen kann, ob sie schon bebrütet sind oder nicht.

Nach 25 Tagen kommen die Jungen aus den Eiern und die wilden Hennen bringen sie gut auf, wenn sie nur vor Raubthieren gesichert sind und nicht kalte, lange anhaltende Regen sie tödten. Diese sehr oft sich ereignenden Widerwärtigkeittn würden daher oft die ganze wilde Fasanenzucht zerstören, wenn man

---

*) Die Fasanenmeister in Böhmen sagen Sprichwortweise: der erste Mai, das erste Ei. Ein sehr erfahrner Sachkenner, dessen unten ausführlicher erwahnt werden wird, glaubt indessen nicht, daß dieses in Böhmens eben nicht sehr mildem Klima sehr oft der Fall seyn werde.
A. d. H.

ihr nicht durch eigene Anlagen zu Hülfe käme und in besondern Fasanengärten ihre Nachzucht zu befördern suchte. Denn da der Fasan ursprünglich aus warmen Ländern ist; so pflegt er, so gut er auch übrigens an unser Clima sich gewöhnen kann, doch nicht selten der Rauhigkeit desselben unterzuliegen.

Wenn die jungen Fasanen vier Wochen alt sind, fangen sie schon an, sich zu heben und die Raubthiere können ihnen dann nicht viel mehr anhaben, besonders da sie bald hernach zu bäumen anfangen und des Nachts nicht mehr auf der Erde bleiben. Daß die jungen Fasanen, wie die zahmen Küchlein, sogleich laufen und fressen, auch eben so der Mutter folgen und unter ihre Flügel sich verbergen, bedarf keiner Erwähnung, da dieses allen Hünerarten gemein ist. Um Michäelis haben die jungen Fasanen vollkommen das Gefieder der Alten, welche alsdann auch ihre im Julius eintretende Mauserzeit vollendet haben, bleiben aber noch bei der Mutter und beisammen, ob sie sich gleich beim Geäst weit ausbreiten und nicht wie die Feldhüner Volksweise, sondern meistens einzeln auffliegen, in die Dickung laufen, oder auf Bäume und Hecken sich emporschwingen, von da sie aber doch immer bald zur Gesellschaft zurückkehren. Gegen den Anfang des Winters trennen sie sich und breiten im Reviere sich aus, bis der eintretende Schnee und der einladende Rauch sie auf die Körrungsplätze wieder zusammenbringt und endlich der zurückkehrende Lenz den Trieb zur Balze in ihnen rege macht, wo dann die Hähne und Hüner auf ihre neuen Stände zusammenrücken.

Das Wildpret der Fasanen übertrifft alles übrige an Wohlgeschmack, Zartheit und Weiße. Kein Wunder also, daß es auch Nachstellungen aller Art ganz vorzüglich ausgesetzt ist. Füchse, Katzen, Iltisse und Wieseln, sogar die Wald- und Wasserratten lauern den armen Fasanen unabläßig auf — und die Falken, Habichte und Sperber verfolgen sie um so eifriger, da ihre kurzen Flügel und langen Schweife ihnen keinen schnellen Flug erlauben und sie daher fast immer die gewisse Beute dieser Mörder sind, wenn ihnen nicht ein nahes, dichtes Gebüsch einen sichern Zufluchtsort eröffnet. Zum Unglück pflegen auch Raubvögel, die einmal Fasanenwildpret genossen haben, fast täglich wiederzukommen, um mehrere so leckere Braten hinwegzukapern. Mehr aber noch, als diese Räuber alle, trägt die alles verheerende Menschengattung der Aasjäger und Wilddiebe zu ihrer Verminderung bei, weil die Leichtigkeit des Fanges und die Fürtrefflichkeit der Beute doppelt anlockend für sie ist. Längst würde also das liebliche Fasanengeschlecht vom deutschen Boden wieder vertilgt seyn, wenn man dessen Vermehrung, in unserm ihm ungünstigen Clima, der Natur allein überlassen wollte. Mit Recht hat daher die edle Jagdwissenschaft die Erziehung dieses fürtrefflichen Federwildes zu einem besondern Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit gemacht, wodurch dann — Dank sey's Diamen! — dessen Vermehrung in einem hohen Grade bewirkt worden ist. Ohne Zweifel wird es allen wahren Wildpretsfreunden*) sehr angenehm seyn, hierüber so viel

*) Verzeihen Sie, thierfeindlicher Herr M * *, daß es solcher

der beschränkte Raum dieses Büchleins erlaubt, hier einige Anweisung zu finden, deren Befolgung gewiß mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt seyn wird, da eine vieljährige Erfahrung dafür bürget.

Wenn man kein geschlossenes Revier hat, das durch seinen weitläuftigen Umfang gegen Grenznachbarn und Raubthiere gesichert ist, oder keine von einem breiten Wasser umflossene Insel besitzt, (welche letztere, wenn der Raum nicht gar zu enge ist, d. h. nicht unter 12 bis 18 Morgen, jeden zu 180 Quadratruthen, enthält, die fürtrefflichste Gelegenheit zu einer Fasanerie giebt); so muß man eine mitten im Felde gelegene mit Laubholz bewachsene Remise und um dieselbe einige Aecker, Wiesen und sumpfige Orte mit einer acht Fuß hohen Breterwand einschließen, die mittelst eines an der Außenseite, wie ein schräges Dach, aufgenagelten Bretes gegen alle übersteigende Raubthiere gesichert ist. Damit aber diese nicht etwa auf den Einfall gerathen möchten, sich unter der Verzäunung einen Weg in dieses Heiligthum zu graben, schneidet man in die untersten Bretter, in einer jedesmaligen Entfernung von etwa 200 Schritten, Oeffnungen ein, die groß genug sind einen Fuchs hindurch zu lassen und

---

Liebhaber, des Bannstrahls, den Sie von Ihrem Catheder so grimmig auf sie herabschleudern, ohngeachtet, doch immer noch so manche giebt! Wir finden es aber gar zu natürlich, daß die lebende Natur mehr Reize, als eine völlig ausgestorbene für uns hat!

d. H.

stellt in diesen Oeffnungen permanente Fallen auf, worin alle Raubthiere, die da durchschlüpfen wollen, sicher gefangen werden.

Der Acker innerhalb der Fasanerie wird mit Hanf, Weizen und Gerste besäet, die Hecken in den Remisen auf die oben beschriebene Weise eingehauen, auch Wacholdersträuche, wenn es daran fehlen sollte, hineingepflanzt und in dem Bruche ein immer Wasser haltender Teich ausgegraben. Ein solcher Fasanengarten kann für die Fasanen nie zu groß seyn, wenn er's nicht für den Beutel dessen ist, der ihn anlegt. An der einen Seite bauet man die Wohnung des Fasanenmeisters (wodurch ein Stück der Einfriedung des Gartens erspart wird) und dabei in einer Fronte einen Stall für drei Kühe, einen andern für die zum Brüten nöthigen Truthüner, ferner ein Winterhaus für die Fasanen, 30 Fuß lang und 15 Fuß breit und ein eben so langes, aber nur 8 Fuß breites, in drei Gemächer abgetheiltes Gebäude zu Balzkammern. Vor dasselbe kommt ein eben so langer, 25 Fuß breiter, 7 Fuß hoch mit Bretern beschlagener und mit einem Netze von Bindfäden überdeckter Zwinger, der ebenfalls aus drei auf jene Balzkammern gerade passenden Abtheilungen bestehet, damit die während der Balzzeit in denselben vertheilten Fasanen nicht zu einander kommen könnten. Ein ganz ähnlicher Zwinger, nur ohne Querabtheilungen, wird auch vor dem Winterhause angebracht und aus diesem Zwinger gehen Eingange in die Kammern des Winterhauses, deren Decken alle dicht mit Stroh de-

kochten werden müssen, damit die aufstiegenden Fasanen sich Köpfe nicht zerstoßen und in welche auch noch junge Kiefe den Wänden herum gesetzt werden, damit sie des Nachts b bäumen können. In die Zwinger werden längst den W Dornhecken gepflanzt. In jeden Balzwinger, deren kein dem andern Communication hat, setzt man einen Hahn u Hüner, zusammen also 3 Hähne und 30 Hüner, treibt si Abende in die wohlverwahrten Kammern ein und läßt si Morgen durch Eröffnung der Kammerthüren wieder in die ger hinaus.

Diese 33 Fasanen bekommen täglich 3 Pfund oder eine Berliner Metze Weizen, nebst frischem Wasser (denn jeder bedarf täglich nur eines guten Eßlöffels voll Weizen), auch tet man in jeden Zwinger einen Haufen Kiessand, worin baden und des Ungeziefers entledigen können. Wenn die zeit eintritt, werden die Eier sorgfaltig aufgesucht und bis eine hinlängliche Anzahl beisammen ist, aufbewahrt. Eine kann in der Legezeit 15 bis 20 Eier legen. In manchen J legt sie deren aber auch viel weniger, oft nur 4 bis 5, n sparsame Eierlegen, wie alle erfahrene Hausmütter mir gen werden, auch nicht selten bei anderm zahmen Hausg in manchem Frühjahre der Fall ist. Ist nun aber der Fa eier eine hinlängliche Menge beisammen, so werden sie Hü nen zum Ausbrüten untergelegt und jeder 20 bis 25 Ei

geben, zu welchem Behufe der Fasanenmeister eine eigene Brutekammer in seinem Hause hat.'

Nach 25 Tagen, wie oben schon gesagt worden, kommen die jungen Fasanen aus.

Die aus den Eiern hervorgekrochenen Jungen bleiben nun, bis sie völlig ausgetrocknet sind, etwa 24 bis 36 Stunden unter dem welschen Hune noch ruhig sitzen, dann bestreicht man ihnen mittelst einer Feder die obern und mittlern Gelenke der Zehen und Füsse mit einigen Tropfen der hier unten beschriebenen sogenannten Schmiere*), wovon auch 25 Tropfen in das gewöhnliche Trinkwasser geschüttet werden. Doch geschiehet dieses nur den ersten Tag und in der Folge nur dann, wenn die jungen Fasanen trauern und kreuzlahm scheinen, in welchem Falle diese Schmiere sie gewönhlich sogleich wieder herstellet. Zur ersten Fütterung giebt man den kleinen Fasanen acht Tage hindurch geriebene Semmel (Wecke) mit Mohnsamen vermengt, nach acht Tagen thut man das Weiße von hartgesottenen Eiern und nach weitern 14 Tagen auch das Gelbe davon hinzu, streuet auch gleich vom Anfang an täglich etwas Wiesenameisen und deren Eier auf

*) Rc- Mere. subl' gr. X.
Sp. V.ni rect, Un. III.
Aq. Fl. Sambuc. Un. VIII.
Syr Violar. Un. I.
Dieses alles wird in einen reinen Topf gethan und mit einem Quart Wasser bis auf die Hälfte eingekocht — dann gießet man es in eine glaserne Flasche und läßt es bis und so lange es gebraucht wird, an der Sonne destiliren.

das Futterbrot, damit sie nach diesen kleinen, lebendigen Ameisen picken und fressen lernen. Der zuletzt beschriebenen Fütterung pflegt man, statt des nun weggelassenen Mohnsamens, spitzen Wegerich und Schafgarbe, auch ein Stück weichen Käses, von süßer Milch (eines Thalers große und eines Fingers dicke auf 25 junge Fasanen täglich), alles klein gehackt und wohl unter einander gemengt, noch hinzuzufügen, wobei jedoch die Ameiseneier nie vergessen werden dürfen.

Haben die jungen Fasanen die Größe einer Wachtel erreicht, so mengt man auch Weitzengrütze unter dieses Futter und giebt ihnen endlich diese Grütze so lange allein, bis sie Weitzenkörner genießen können, welches geschiehet, wenn sie so stark, als alte Feldhüner sind. Sollte auch dann eine Lähmung sie noch anwandeln, oder lassen sie, welches bei nasser Witterung bald geschiehet, die Flügel hängen so darf das Einschmieren nicht versäumt werden, doch kann man nun statt des vorhin gegebenen Recepts Lorbeer, Althee und Pappel-Oel zu einer Salbe mischen und mit dieser die Fußgelenke ihnen schmieren.

In das Trinkwasser wird auch (fürnehmlich bei Nebel und Mehlthau (Maikäfer- oder Regenwurm-Oel, 50 Tropfen auf ein Quart Wasser gerechnet, getröpfelt.

Aber dieser Fürsorge ohnerachtet würde man aber doch schwerlich junge Fasanen aufbringen, wenn man sie nicht gleich den folgenden oder den dritten Tag, nachdem sie aus dem Neste genommen worden, in die freie Luft im Garten brächte, zu wel-

chem Ende jede Brut mit ihrer Truthenne in einen besonders hierzu eingerichteten Kasten gethan wird. Die Truthenne bleibt die ersten vier Tage lang im Kasten immer eingesperrt, wohingegen die jungen Fasanen durch ein daran befindliches Schiebgatter mit Stäben, die so weit, als hierzu nöthig, von einander stehen, herauslaufen können, um sowohl im Grase Insecten und Würmer zu fangen, als auch das auf dem Futterbrete vorgeschüttete Futter zu genießen. Dieses Bret ist mit zwei kleinen Hespen am Kasten befestigt, so daß es vor dem Schiebgatter in die Höhe geklappt und der Kasten des Abends, wenn die jungen Fasanen nicht mehr herausdürfen, damit verschlossen werden kann.

Der Kasten selbst ist 3 Fuß lang und eben so breit, vorne 3 Fuß, hinten aber nur 6 Zoll im Lichten hoch, damit die jungen, Anfangs sehr scheuen Fasanen, die, sobald ihnen etwas fremdes vorkommt, sich sogleich hinter die Truthenne verkriechen, sich durch Aufspringen und Flattern die Köpfe nicht zerstoßen mögen, welches unfehlbar geschehen würde, wenn der Kasten auch hinten hoch wäre.

Nach vier Tagen läßt man die Truthenne auch aus dem Kasten, damit sie die jungen Fasanen (versteht sich unter den Augen eines Wärters, der gegen alles Raubzeug sie beschützt) im Garten herumführe, wobei dann, wie man mit Vergnügen bemerken wird, die kleinen Pflegekinder sich wohlbefinden und sichtbar heranwachsen. Ich wenigstens kann feierlich versichern,

daß ich bei dieser Behandlung nie einen Abgang an jungen Fasanen erlitten, sondern sie alle, selbst bei anhaltend nasser und kalter Witterung, immer glücklich durchgebracht habe, wenn nicht etwa irgend ein Raubvogel oder Wiesel mir deren weggeschnappt haben sollte. Um sie vor dergleichen Unfallen zu sichern, werden sie alle Abend ins Winterhaus eingetrieben und des Morgens mit der Pflegemutter wieder herausgelassen, wo sie dann gewöhnlich den oben beschriebenen Körrungsschoppen, deren mehrere im Garten sind, zueilen, um den täglich daselbst hingeschütteten Weizen aufzunehmen, bei welcher Fütterung sie endlich ganz zahm werden.

Will man nun einige Fasanen im Garten behalten und frei herum laufen lassen, um durch diese einen besondern Stamm anzuziehen; so schneidet man ihnen, wenn sie 5 oder 6 Wochen alt sind, das vorderste Gelenke an einem Flügel mit einem scharfen Messer ab, damit sie nicht über die Wand hinaus ins Freie fliegen können. Diese Gelahmten bleiben dann Winter und Sommer, selbst in der Balzzeit, ganz frei im Garten und brüten auch selbst ihre Jungen aus.

Von den andern fangt man, wenn sie erwachsen sind, so viel man will, zur künftigen Brut ein und behält sie den Winter hindurch im Winterhause, um sie im Frühling in die Balzzwinger zu vertheilen. Alle übrigen läßt man nach ihrer Willkühr ins freie Feld und wieder in den Garten fliegen und fangt oder schießt davon, was man für die Küche bestimmt hat, wobei

jedoch denjenigen vorzüglich nachzutrachten ist, die sich am weitesten vom Garten zu entfernen pflegen. Im Herbste räuchert man bisweilen, um die verflogenen herbeizulocken, worauf sie dann bald in Gesellschaft der gelähmten bei der Körrung sich einfinden werden. Im Frühlinge sucht man die Eier der wilden Fasanen außerhalb des Gartens mit Hülfe eines eingearbeiteten, guten Vorstehehundes auf und nimmt sie nach und nach weg, um sie zu Hause ausbrüten zu lassen, indem die Brut im Freien außerhalb Böhmen, wo es der Fasanen ungeheuer viel, der Raubthiere aber wenig giebt, immer sehr mißlich ist. Die gelähmten Fasanen aber laßt man im Garten ihre Brut allein verrichten und auf diese Art wird es einem Liebhaber dieses anmuthigen Geflügels, auch bei geringen Kosten, nie daran fehlen, sondern er wird eines fortdauernden und wohlbevölkerten Fasanenstandes sich erfreuen können.

Nach dieser Anlage kommen in den Garten 6 gelähmte Hähne und 30 dergleichen Hüner, in die Balzzwinger 3 Hähne und 30 Hüner und im Freien können auch vielleicht noch 60 Eier von den wilden Fasanen dazu gefunden werden. Bei gewöhnlichen Jahren kann man zufrieden seyn, wenn man von jeder alten Henne 5 junge Fasanen aufzieht, und nach diesem Verhältnisse erhielte man von 60 Hennen im Garten und in den Balzzwingern 300 und von den Eiern der wilden Fasanen höchstens 20, also zusammen 320 junge Fasanen, die aufgezogen würden und auf die man ein Jahr in's andre ziemlich sicher rechnen könnte.

Eine vollständige Berechnung des zu einer solchen Fasanenzucht erforderlichen Kostenaufwandes erlaubt der enge Raum dieses Taschenbüchleins nich., ich begnüge mich daher, hier nur zu bemerken, daß hier in Pommern, wo der Fasan gerne mit 2 Rthlr. bezahlt wird und dieses hohen Preises ungeachtet sich doch der Liebhaber genug dazu finden, ein Fasan von seiner Geburt an, bis er völlig ausgewachsen ist, mir nur zwölf gute Groschen zu stehen komme; wenn man nemlich Getreidekörner, Milch, Eier, Semmel u. s. w. zum höchsten gangbaren Preise in Anschlag bringt. Ein so eingerichtetes Fasanengehege liefert demnach augenscheinlich, außer dem großen Vergnügen, auch eine gar nicht unbeträchtliche Ausbeute! Freilich würde solches nach obigem Maaßstabe für Könige und mächtige, reiche Herren viel zu klein seyn, doch kann man ja die beschriebenen Maaße der Anlage leicht vergrößern und das Ganze — mit Beibehaltung der angegebenen Verhältnisse — nach Belieben erweitern. Immer muß man aber darauf bedacht seyn, keine alten Hähne oder Hüner zur Anzucht (so wie von erstern im Freien nicht zu viel) zu behalten, weil die alten Hähne die jungen abkämpfen und sie nöthigen, mit einigen Hünern, die dann gewöhnlich ihnen folgen, den ganzen Stand zu verlassen und weit aus dem Reviere hinwegzuziehen.

Die Fasanenjagd gewährt ein vielfach abwechselndes Vergnügen. Am wirthschaftlichsten ist es, sie in Steckgarnen oder Kreibzeugen zu fangen, welches, wie bei den Rebhünern

doch mit größerem Zeuge und weniger Mühe, geschiehet, und deswegen vorzuziehen ist, weil man dann die jungen Hähne und Hüner zur Zucht behalten, die alten zur Fortpflanzung untüchtigen aber für die Küche abfedern*) kann. Bei dieser Jagdart länger mich aufzuhalten, scheint mir überflüssig, da jeder Jäger, der einigen Anspruch auf Brauchbarkeit machen will, solche verstehen muß. Nur von der weit angenehmern Jagd mit der Flinte will ich noch einige Worte hinzufügen.

Wenn die Felder bis auf einige hier und da noch stehende Gerstenstücke leer sind, pflegen die Fasanen in dieses Getreide den Tag über sich zu verstecken — und schickt man dann einen Hünerhund hinein, so stehen sie nicht, wie die Feldhüner, alle auf einmal, sondern einzeln oder auch doch nur wenige zugleich, auf und können folglich so oder auch im Herauslaufen aus dem Gerstenstücke geschossen werden. Ist aber kein Getreide mehr im Felde, so bleiben sie den Tag über in den Remisen, wo dann der Fasanenbeller treffliche Dienste leistet. Dieses ist ein kleiner Stöberhund von besonderer Race**), welcher den Fasan aus der Dickung heraus und zu Baume treibt. Da steht er dann und bellt unaufhörlich am Stamme hinauf — der Fasan schmiegt sich dicht an den Ast, sieht mit unverwandten Blicken

*) Abfedern geschiehet einem Fasan, wenn man eine Schwingfeder ihm ausziehet und ihn damit in's Genicke sticht, wovon er sogleich verendet.

**) Auch Dachshunde kann man hierzu abrichten.

den Kläffer an und bemerkt den weit gefährlichern Weidmann nicht, der indeſſen heranſchleicht und ihn mit leichter Mühe herabdonnert. Auch der dunkle Schleyer der Nacht ſichert ihn nicht vor den Nachſtellungen des Jägers. Denn wenn man des Abends ſie verhört hat, (indem der Hahn beim Bäumen ſich laut hören laßt, die Hennen hingegen leiſe zirpen); ſo wandelt man beim Mondſchein, noch ſicherer aber bei ſternenhellem Himmel, weil ſie dann nicht ſo leicht davon fliegen, zu ihnen hin, zielet etwas überwärts und holet ſie ſo herab.

Nach der Regel ſollen nur Hähne geſchoſſen und die Hüner geſchont werden. Man unterſcheidet ſie im dunkeln dadurch von einander, daß der Hahn gerade mit ausgerecktem Halſe und Spiele, die Henne aber mit eingezogenem Halſe und untergeſenktem Spiele zu ſitzen pflegt.

Des Nachts ſind indeß auch die Wilddiebe den Faſanen am gefährlichſten, indem dieſe heimtückiſcher Weiſe Schwefelhölzchen an langen leichten Stangen befeſtigen, dieſe angezündet dem Faſan unter dem Schnabel halten und ihn dann, wenn er vom erſtickenden Qualme betaubt herabfallt, zu ihrer Beute machen. Eine der heilloſeſten von Aasjägereien, gegen welche, da ſie ſehr heimlich betrieben werden und viel Schaden ſtiften kann, alle Faſanenmeiſter und Revierjäger nicht genug auf ihrer Hut ſeyn können!

Daß der edle Faſan zur hohen Jagd gerechnet werde, iſt ein dieſem ſchönen Vogel ſehr angemeſſener Vorzug.

Von Hrn. Reichsgrafen von Melin.

Gerne hätte ich auch noch eine andre, von sehr würdigen und in seiner Kunst bewährten Herrn Fasanenmeister Graf in der Carlsaue bei Cassel mir zugesendete Anweisung zur Fasanenzucht, die von der vorstehenden in manchen Puncten abweicht, hier eingerückt, wenn der Raum es verstattet hätte. Unfehlbar soll sie aber im künftigen Jahrgange nachfolgen. Prüfet alles und das beste behaltet!

Vom Herausgeber.

Rothe Feldhüner

IV.

Das rothe Feldhun.*)

Dieser schöne Vogel ist zwar leider! bei uns nicht zu Hause, weil indessen manchem meiner Leser, der von dem berühmten Perdrix rouges zwar oft gehört, dergleichen aber zu sehen noch nie Gelegenheit gehabt hat, eine etwas anschaulichere Kenntniß derselben nicht unwillkommen seyn dürfte; so möchte auch wohl dessen kurzgefaßte Schilderung, als Vorläuferin der im

*) Tetrao rusus. Ist im südlichen Europa, vorzüglich in Frankreich und der Schweiz, im Orient und nördlichen Afrika zu Hause. Auch in Oestreich und Böhmen wird er zuweilen angetroffen.
Bechsteins gemeinnützige Naturgesch. Deutschlands ꝛc. B. 3. S. 519 f.
Büffons Naturgeschichte der Vögel, übersetzt von Martini. B. 6. S. 51 f.

künftigen Jahrgange zu liefernden Naturgeschichte unsers gemeinen Feldhuns, hier nicht am unrechten Orte stehen.

Das auf der fünften Platte von mir selbst mit möglichster Treue abgebildete Pärchen dieser reizenden Geschöpfe wird mich hoffentlich einer ausführlichen Beschreibung ihrer Gestalt und Farben überheben. Wer gründlicher darüber belehrt zu seyn wünscht, den verweise ich vorzüglich auf den unten zuerst angeführten fürtrefflichen Schriftsteller, dessen Werke ich so gerne in eines jeden Naturliebhabers Händen sehen möchte. Um jedoch der wesentlichsten Kennzeichen hier zu erwähnen, ist das rothe Feldhun wenigstens um ein Drittel größer als das gewöhnliche — dessen Schnabel und Füße sind roth, die Kehle weiß mit einer schwarzen weiß punctirten Binde zierlich eingefaßt, und — was dessen Schönheit hauptsächlich erhebt — die Seiten mit weißen, schwarzen und rothen, mondförmigen Streifen niedlich gefleckt.

Beide Geschlechter sind fast gar nicht von einander zu unterscheiden — nur etwas minder lebhaft sind die Farben des Weibchens.

Sie halten sich lieber auf waldichten Anhöhen, als in Ebenen und Feldern auf, und ohngeachtet sie auch in kleinen Gesellschaften zusammen zu wohnen pflegen; so ist doch ihre Vereinigung nicht so unzertrennlich als die der gemeinen Feldhüner, indem sie sich oft weit von einander entfernen, auch nie, wenn

man sie aufgesprengt hat, zugleich oder nach einerlei Richtung hinwegfliegen.

Das Geschrei der Hähne in der Paarzeit soll sehr laut und oft erschallen und: Charibis! klingen. Das Hun legt 16 bis 18 weiße rothgefleckte Eier, meist unter Steinen und brütet sie ohne Beihülfe des Gatten in ohngefähr drei Wochen aus.

Sie nähren sich von allerhand Körnern, Kräutern und Insecten. Ameiseneier sind ihre Lieblingsspeise.

Ihr Wildpret wird für weit niedlicher als das des gemeinen Feldhuns gehalten. An die seit einiger Zeit schmerzlich vermißten kalten Pasteten von Perdix rouges aus Frankreich können manche Schlemmer, ohne daß der Mund ihnen wässert, noch jetzt kaum denken.

Man hat deren zwar schon oft in Fasanerieen erzogen. Doch erfordern sie eine weit größere Sorgfalt als die Fasanen und vermehren sich nicht leicht, weil sie die Gefangenschaft nicht wohl ertragen können. Ob das griechische*) und das barbarische Rothhun für besondere Arten oder nicht etwa (wie der Herr Bergrath Bechstein vermuthet) nur für Varietäten des hier beschriebenen rothen Feldhuns zu halten seyen und welche Gattung dieser Vögel die alten Naturforscher Aristoteles, Aelian, Athenäus u. a. m. die von den Feldhünern so viel abentheuerliches zu erzählen wußten, wohl eigentlich verstanden haben mögen, darüber sind die Ornithologen noch immer nicht ganz einig.

---

* La Bartavelle

Unter andern versichert ein gewisser Odoricus, den Gesner in seinem Werke von den Vögeln anführt, er habe einst in der Gegend von Trapezunt einen Menschen gesehen, der über 4000 Feldhüner mit sich herum geführt habe. Er zu Fuße, die Feldhüner fliegend, wären zusammen an einen drei Tagereisen weit entfernten Ort gereiset und wenn er geruhet habe, hätten auch alle Feldhüner sich um ihn herum niedergelassen, wo er dann, so viel als ihm beliebt, davon hätte fangen können.

Nach Tournefort wird auf der Insel Scio eine ungeheure Menge von Feldhünern so zahm erzogen, daß man sie in großen Heerden auf die Weide treiben läßt, und wenn man will, durch Pfeifen wieder nach Hause rufen kann. Auf der Insel Cypern gehören die Kämpfe rother Feldhüner zu den Volksbelustigungen.

Der oben erwähnte Umstand, daß die hier beschriebenen rothen Feldhüner sich nicht leicht zähmen lassen, läßt daher doch vermuthen, daß diese Schriftsteller von irgend einer andern verwandten Gattung geredet haben mögen.

Vom Herausgeber.

L. de Waldungen ad viv. pinx. [illegible] sc.

Der Kranich

V.

Der Kranich.*)

Auch ein treflich schöner — in mehr als einer Rücksicht merkwürdiger Vogel! Und doch hat vielleicht mancher graue Waidmann deren schon tausende über seinem Haupte schweben gesehen, ohne dessen wahre Gestalt und Natur genauer, als aus den Traditionen der Urväter, zu kennen? Wer ihn näher kennen zu lernen wünscht, betrachte also hier sein Conterfay und

*) Ardea Grus Linn. Der deutsche Name Kranich scheint aus dem Griechischen γέρανος abzustammen. Der hebräische Name Hagur drückt dessen Geschrei nicht unpassend aus.

S. Bechsteins gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands ꝛc. B. 3. S. 60 f.

Donndorfs zoologische Beiträge, B. 2. S. 953 f. und die übrigen dort genannten Schriftsteller.

— was der schülerhafte Pinsel darzustellen nicht vermochte, mag dann Bechsteins meisterhafte Beschreibung ersetzen, der ich nach der sorgfältigsten Vergleichung mit dem Original keine Sylbe mehr hinzuzufügen weiß.

„Der Kranich ist drei Fuß, eilf bis zwölf Zoll hoch und „sechs Fuß, fünf bis sechs Zoll breit, also ungleich größer, als „der gemeine Storch und Reiher, denen er übrigens in Anse„hung des Körperbaues nicht ganz unähnlich ist. Der Schwanz „mißt acht Zoll und die gefalteten Flügel reichen bis an dessen „Spitze. Er wiegt zehn bis fünfzehn Pfund. Der Schnabel „ist drei und einen halben Zoll lang, gerade, spitzig, an den „Seiten flach und schwarzgrün, die Zunge breit, vorne horn„artig; der Augenstern kastanienbraun, die schlanken und sehr „hohen, geschuppten Füße sind schwarz, die Schenkel vier Zoll „hoch von Federn entblößt, die Beine neun Zoll hoch, die mitt„lere Zehe vier Zoll und zwei Linien und die hintere einen Zoll „lang. Die mittlere und äußere Zehe sind bis zum ersten Ge„lenke durch eine Haut miteinander verbunden.“

„Der Vorderkopf ist schwarz und wollig, der Hinterkopf „halbmondförmig kahl, warzig, roth und mit „wenigen, schwarzen, haarähnlichen Federn besetzt, „im Nacken erscheint ein dunkelgraues Dreieck, in welchem sich „zwei breite, weiße Streifen von jedem Auge verbergen und von „da bis zur Brust hinablaufen; die Zügel, Wangen, und der „Vorderhals sind schwärzlich grau; der Unterhals und der

„ganze übrige Körper aber schön aschgrau, am dunkelsten auf „den obern Deckfedern des Schwanzes; die großen Deckfedern „der Flügel sind schwärzlich, die kleinern und die Afterflügel „schwarz, die Kehle und die Seiten des Halses sind schwärzlich, „die vordern Schwungfedern schwarz, die hintern röthlichgrau; „ein großer Büschel schöner, loser, am Ende ge„kräuselter Federn ohne Fasern entspringt am „Ende der Flügel, verbreitet sich über den Schwanz und „kann nach Belieben aufgerichtet und niedergelegt werden. Der „Schwanz ist zugerundet, schön aschgrau und an den Spitzen „der Federn schwärzlich."

„Das Weibchen ist etwas kleiner, am Hinterkopfe nicht so „kahl, heller aschgrau, am Bauch in's rostenfarbene fallend, und „hat besonders das eigene, daß es nur mit einer geraden und ge„wöhnlichen Luftröhre versehen ist, wogegen diese beim Männ„chen folgenden ganz besondern Bau hat. Sie macht nemlich „da, nachdem sie der Länge nach über dem Brustknochen weg„gegangen, zwei verschiedene Biegungen, geht wieder bis zur „Hälfte des Brustknochens zurück und beschreibt einen halben „Bogen. Im Hinaufsteigen lauft sie wieder vorwärts, beugt „sich nach der Brusthöle, und theilt sich dann erst in die zwei „gewöhnlichen Aeste. So weit sie im Brustknochen liegt, ist sie „unbeweglich, weil sie allenthalben daran befestigt ist. Dieser „Brustknochen hat keinen scharfen Rand, wie bei andern Vögeln, „sondern ist rund, um der Luftröhre Platz zu verschaffen, und

„die untere Fläche hat oben und unten eine Hervorragung, da„mit die Luftröhre auch zur Umbeugung Raum habe*). Aus „diesem eignen Luftröhren- und Brustknochenbau erklärt sich das „fürchterlich starke, helle, schnarrende Geschrei, das die Kraniche „auf ihren Zügen hoch in der Luft von sich hören lassen, das „wie Irrgerr klingt und vielleicht zum Aberglauben vom „wüthenden Heer und wilden Jäger Anlaß gegeben hat. In „der Nähe ist es zum Taubmachen heftig."

Die Kraniche sind hauptsächlich im nördlichen Europa und Asien zu Hause. Im Herbste ziehen sie von da weg in das südlichere Asien und nach Afrika, wo sie den Winter zubringen und von da wir sie im Frühlinge, nach Beschaffenheit der Witterung bald früher bald später, in ihre Heimath wieder zurückstreichen sehen. Dieser Hin- und Herstrich ist für den aufmerksamen Beobachter eines der interessantesten und angenehmsten Schauspiele. Ihr Flug, wobei sie immer abwechselnd schreien, ist oft so hoch, daß man sie gar nicht mehr erkennen kann. Jeder Zug bildet bekanntlich zwei Reihen, die vorne in einen spitzigen Winkel zusammen stoßen. Unstreitig für solche Luftwanderer die zweckmäßigste Art zu reisen! Leichter durchschneidet diese keil-

*) Herr D. Bloch und Herr Prof. Titius haben diesen wunderbaren Bau der Luftröhre eines Kranichs am genauesten untersucht. Wer sich noch ausführlicher hierüber belehren will, lese den 4ten Band der Beschäftigungen der Berlinischen Gesellschaft naturforschender Freunde S. 586 f. und das 29ste Stück des Wittenberger Wochenblatts von 1780.

förmige Caravane die Luft. Die fast unglaubliche Höhe, in welcher sie daher zieht, setzt sie in den Stand, ohne durch allzunahe Gegenstände zerstreuet zu werden, alles füglich zu übersehen und so nicht allein den eigentlichen Weg, den sie zu nehmen haben, immer unverrückt im Auge zu halten, sondern auch, wenn sie der Ruhe benöthigt sind, die zum Niederlassen schicklichsten Orte sich auszuwählen. Die in ihren Zügen befindliche Ordnung verhindert, daß auch keinem der einzelnen Reisenden die Aussicht vorwärts benommen werde, welches unstreitig sehr oft geschehen müßte, wenn sie in dichten unregelmäßigen Haufen fliegen wollten, wobei noch überdies die Vordern den Nachfolgenden die Luft mit ihren großen Flügeln allzustark entgegen wehen — diese dadurch im Fliegen sehr verhindern und überhaupt alle mit den Flügeln sehr oft aneinander stoßen würden.

Oft zeigt uns daher auch der Augenschein, daß die zufällige Störung der erwähnten Ordnung auch die augenblickliche Unterbrechung ihrer Reise zur Folge habe. Ein Zug von Kranichen oder wilden Gänsen durch einen nach ihnen abgefeuerten (obgleich gewöhnlich der Höhe wegen ganz unschädlichen) Schuß oder irgend ein anderes unvermuthetes Hinderniß erschreckt, äußert sogleich die sichtbarste Verlegenheit, sie trennen sich oft nach verschiedenen Seiten, fliegen ohne weiter zu kommen, bald vorbald rückwärts, bald höher, bald niedriger, und kurz — ihre weitere Wallfahrt ist so lange völlig gehemmt, bis es

ihnen endlich geglückt hat, die vorige Ordnung wieder herzustellen *).

Daß das Heerführer-Amt bei diesen Zügen während der Reise öfters abwechsele, daß der folgende Kranich seinen Schnabel auf dem Rücken des zunächst vor ihm herfliegenden ruhen lasse, wird zwar von allen Schriftstellern erzählt, ist auch nicht ganz unwahrscheinlich, doch müßte man, dächte ich, eine solche Wolkenreise selbst mitgemacht haben, um beides ganz zuverlässig behaupten zu können.

Der Lieblingsaufenthalt der Kraniche ist in ebenen, sumpfigten Gegenden. In Pommern, im Brandenburgischen und Mecklenburgischen, vorzüglich aber in Polen und in Litthauen, nisten sie in großer Anzahl auf weiten, einsamen, mit vielem Schilf und Erlen durchwachsenen Seen und Brüchern. Sie sind den Saatfeldern, vorzüglich aber den Erbsen- und Bohnenäckern sehr schädlich. Doch nähren sie sich auch von allerhand wilden Sämereien, Fröschen, Eidechsen, Schnecken, Muscheln, Insecten, Würmern und mancherlei Kräutern.

---

*) Mit diesen meinen Beobachtungen stimmen auch diejenigen überein, welche Herr Hartert zu Arnsberg mir unlängst freundschaftlich mitgetheilt hat. Eben diesem schätzbaren Naturliebhaber habe ich auch die interessante Bemerkung zu verdanken, daß der im vorigen Jahrgange von mir beschriebene, schwarze Storch in einem großen bruchigten Walde des Herzogthums Westphalen sehr oft angetroffen werde und da [illegible] zu nisten pflege.

Zur Verdauung verschlucken sie kleine Kieselsteine, auch pflegen sie sehr oft und viel zu trinken.

Im Mai legt das Weibchen zwei grau-grünliche, hellblau gewölkte Eier zwischen Binsen oder Erlenbüsche auf zusammengetragenen Schilf oder dürre Kräuter.

Die Brütezeit dauert nicht über vier Wochen und so bald die Jungen flücke zu werden anfangen, werden sie von den Alten an solchen Orten, wo reichliche Nahrung für sie vorhanden ist, zurückgelassen.

Man kann sie jung sehr leicht aufziehen und zähmen. Aldrovand erzählt, daß einer seiner Freunde einen zahmen Kranich 40 Jahre lang erhalten habe.

Sie gehören eigentlich zur hohen Jagd*). Doch ist in manchen Gegenden, wo sie oft den Fruchtfeldern großen Schaden zufügen, z. B. im Preußischen, einem jeden erlaubt, sie zu erlegen. Da sie indessen sehr scheu und wachsam**) sind, auch schar

---

*) Hier zu Lande wenigstens mit Recht, denn da fliegen sie warlich hoch genug!

**) Man behauptet nemlich, daß sie überall, wo sie sich niederlassen, Schildwachen auszustellen pflegten, die auf Einem Beine stünden (wodurch das französische Sprüchwort: faire le pied de grue entstanden ist) und bei annahernder Gefahr mit einem Warnungsgeschrei zuerst aufflögen. Nach der alten Fabel sollen diese Schildwachen sogar Steine in, die Klauen nehmen, um, wenn sie etwa einschliefen, durch dessen Herabfallen flugs aufgeweckt zu werden. Von jeher war daher der Kranich das Sinnbild der Wachsamkeit.

wittern, so kann man sich ihnen mit Schiesgewehr nicht leicht nähern, wenn man nicht der Karrenbüchsen, der Schiespferde u. s. w. sich bedient.

Sie werden auch mit Falken gebeizt und in Schlingen gefangen.

Die alten Römer fanden sie sehr wohlschmeckend*). Wahrscheinlich besaß aber deren Kochkunst, die in manchen Stücken wohl zu den verlornen Künsten gehören mag, ganz besondre Geheimnisse, sie geniesbarer zu machen, als man sie heut zu Tage findet, wo höchstens nur noch in Polen und der Tartarei junge Kraniche (Vipiones) zahm erzogen und für die Tafel gemästet werden. Doch soll nach dem einstimmigen Zeugnisse vieler Kenner ein gekochter oder gebratener Kranich die kräftigste und beste aller nur möglichen Fleischbrühen liefern. Die Tartaren schmücken ihre Mützen mit den schönen, faserigten Rückfedern des Kranichs, die sie in Gold und Silber zierlich einfassen lassen.

Die Landleute in manchen Gegenden halten ihn für einen der untrüglichsten Wetterpropheten, indem sie aus dessen frühern oder spätern Ankunft einen frühern oder spätern Sommer sich versprechen. In Japan steht er in so großer Achtung, daß

---

*) Bei jenem berühmten Schmauße, den Horaz (1. Buch 8te Satyre) so launig uns beschreibt, wurden unter andern auch die zerlegten Glieder eines Kranichs, in Mehl gebacken und mit vielem Salze bestreut, in einer großen Schüssel aufgetragen.

er gnädiger Herr genennt und seine Person für heilig gehalten wird. In Afrika sollen die Kraniche oft in so zahlreichen Armeen erscheinen, daß die Einwohner ihre Felder durch Kinder bewachen lassen müssen, woraus die alte, bekannte Fabel vom Kriege der Pygmäen und der Kraniche entsprungen zu seyn scheint.

Vom Herausgeber.

VI.

Fortgesetzte Bemerkungen über Holzkultur und Waldsaat und weitere Nachrichten über die im Jahrgang 1795 angekündigte Errichtung einheimischer Holzsaamen-Magazine in den Oranien-Nassauischen Fürstenthümern.

Der Fort- oder Rückgang jeder Anstalt, wodurch die Holzkultur emsig befördert und dem einreißenden Holzmangel thätig entgegen gearbeitet wird, bleibt, wenn diese Anstalt auch nur einen kleinen Landesstrich betrifft, äußerst wichtig zu einer Zeit, wo die Klagen über drückenden Holzmangel immer lauter und allgemeiner werden, und wo auch ein verheerender Krieg das Verderben über einen großen Theil deutscher Wälder verbreitet. Wird es bei diesen Aussichten immer dringender, alle mögliche

Mittel der Holzersparniß und der Holzwiederanzucht mit Eifer und Nachdruck zu ergreifen, so sind diejenigen Länder noch glücklich, die, selbst ohne gegenwärtig im allgemeinen, eigentlichen Holzmangel zu empfinden, dennoch in Zeiten an die Zukunft und an mögliche Ereigniſſe denken, und in Zeiten durch wohlüberlegte, fortſchreitende und immer ausgedehntern Anſtalten dem künftigen Abgang im Ganzen oder auch dem Holzmangel in einzelnen Artikeln und ſelbſt einer allzufrühen Erndte des erſt der künftigen Generation gehörenden Vorraths zu begegnen und vorzubeugen ſich bemühen.

Hierzu wird nicht nur erfordert, die noch vorhandenen, beſtandenen Waldungen durch gehörige Pflege und regelmäßige Behandlung in gutem Zuſtande und ſicher fort dauernder Abnutzung zu erhalten, welches hauptſächlich durch eine ordnungsmäßige, in Rückſicht des zu befördernden, hinlängl chen Heranwuchſes nicht zu frühzeitige Fällung und durch zweckmäßige Verwendung und weiſe Sparſamkeit des gewonnenen Holzes bewirkt wird, ſondern auch — nach Ort, Zeit und Gelegenheit neue, holzleere Waldreviere baldmöglichſt anzubauen, auf Stellen, wo die natürlichen Wirkungen zu Erzeugung eines neuen Holzwuchſes nicht hinreichen, künſtlich nachzuhelfen und die vorhandenen Waldungen, wo es nöthig und paſſend iſt, zu erweitern. Beides muß ſich innigſt vereinigen, wenn obiger Zweck vollſtändig erreicht werden ſoll. Beides muß daher wichtiges Augenmerk der Regierung ſeyn.

Die ächt forstmäßige Behandlung schon vorhandener und die Anlegung neuer Waldungen müssen als treue Schwestern gleichen Schritt gehen, ohne einander in den Weg zu treten, oder zu übereilen. Dies ist aber noch nicht immer und noch nicht überall der Fall. Wenn man in Ländern, wo die Cultur neuer Holzsorten und der Anbau der Waldblößen fleißig, gut und planmäßig betrieben wird, ziemlich sicher und zuverlässig auf regelmäßige und absichtlichtliche Behandlung der noch bestandenen Waldungen schließen kann, weil der Forstmann, der der Natur nachspürt, ihre Wirkungen erforscht und glücklich durch die Kunst nachahmt, auch zuversichtlich verstehen wird, ihre selbsteigene Wirkungen bei der Fällung und Einheegung zu befördern und zu benutzen, oder weil derjenige, der seine Waldsaaten gehörig anzulegen versteht und dadurch die Zukunft nicht vergißt, auch seine Schläge regelmäßig zu führen und nachhaltig zu wirthschaften verstehen wird — so gilt dieser Schluß nicht immer auch umgekehrt. Man findet Reviere genug, deren Holzbestand zwar vollkommen forstmäßig und pfleglich behandelt, wobei aber doch die Cultur der nicht beholzten Stellen hingegen, auf denen man vergebens Anflug oder Aufschlag erwartet, völlig vernachlässigt wird. Oft findet man in und neben regelmäßig gehauenen und treflich wiederwachsenden Schlägen große, unangebauete Blößen ohne allen Nutzen für künftigen Holzwuchs mit zur Heegung gezogen werden, und dann ihrem Schicksal überlassen bleiben. Oft sieht man einzelne Saaten und Pflanzungen, deren Untergang

bei nächst eintretender Fällung oder Behütung des anstoßenden Holzbestandes unvermeidlich ist, weil sie ohne Uebersicht und Verbindung des Ganzen — ohne Plan und Sorgfalt angelegt worden sind. Nicht immer, ja, ich möchte wohl sagen, in den wenigsten Fällen, ist Mangel an Einsichten, oder der Unfleiß des administrirenden Forstbedienten hieran Schuld. Oft fehlt es an Mitteln, an Unterstützung, an Bewilligung des nöthigen Aufwands, an planmäßiger Anstalt, an Antrieb, an Aufmunterung, an Saamen, an arbeitenden Händen. Oft scheitert die Ausführung an hohen übermäßigen Kostenanschlägen — so wie oft, sehr oft das Gelingen der Anlagen durch zu künstliche, zu umständliche, zu mühsame Bearbeitung und Culturart vereitelt wird — obgleich in jenen erstern Fällen der Beobachter, der die Schwierigkeiten nicht kennt und der fehlenden Mittel nicht gedenkt, nicht der Landesadministration und den die Wohlfahrt des Staats bewachen sollenden Landesvätern, sondern meistens nur den Forstbedienten die Schuld hiervon beizumessen pflegt.

Wie interessant würde nicht in dieser Rücksicht eine von einem gründlich beobachtenden und unbefangenen Forstmanne durch die deutschen Forste anzustellende Reise seyn? Wie würdig deren Beschreibung, der großen Zahl von Reisebeschreibungen zugesellet zu werden, die jetzt in physischer und statistischer Hinsicht geschehen und Natur- und Länderkunde beabsichten? Manche nützliche Winke würden dabei den Landesverwaltungen zu geben' manche Ober- und Unterforstbedienten aus dem Schlafe zu wecken,

manche Fehler zu entdecken seyn, die dem täglichen Zuschauer oft gerade deswegen entgehen, weil sie seinem Auge zu nahe liegen.

Wenn der Forstmann durch geschickte Behandlung und durch ordnungsmäßige Fällung der noch vorhandenen bestandenen Waldungen, die darin vorfindlichen Holzgattungen stets zu unterhalten und gleichsam zu verewigen sucht; so müssen ihm leere Flächen und Waldblößen Gelegenheit geben, auch andere nützliche Arten, selbst ohne eigentlich drückenden Holzmangel, mit kluger Auswahl anzuziehen, um für die Mannigfaltigkeit der Gewerbe und ihre Dauer pflichtmäßig zu sorgen, oder um neue künftige Handelsquellen zu eröffnen. Die immer steigende menschliche Cultur, die vermehrten Anstalten, Gewerbe und Unternehmungen erfordern auch mehrere, ihrer Größe, Dauer und Brauchbarkeit nach verschiedene Holzgattungen. Denn nicht überall hat die Natur jene verschiedenen, zu so mancherlei Behuf erforderlichen Holzarten in hinlänglicher Menge und im richtigen Verhältnisse, das durch so viele Nebenumstände bestimmt wird, ursprünglich angepflanzt. Dem menschlichen Fleiße war es vorbehalten, diese Mannigfaltigkeit zu suchen und sich die in andern Gegenden einheimischen Holzprodukte durch Versetzung in den eigenen Boden auch zu verschaffen.

Wie viele Gegenden findet man nicht, wo aus Mangel des Nadelholzes alles von Eichen gebauet werden muß? — Wo man Träger, Balken und Sparren so gut aus Eichen verfertigen muß,

als Säulen, Schwellen und Eckpfosten, ohne an die weit größere Schwere, an das Ziehen und Beugen des weniger elastischen Eichenholzes zu denken! Wie viele andere mit hinlänglichem Brandholze, dem besten fast zu jeder Sorte tauglichen Holzboden und ungeheurn Waldblößen versehene Gegenden giebt es nicht, wo alles Bauholz auf 10 und mehrere Meilen weit herbeigeschafft werden muß, wenn man nicht höchstens mit Buchen und Aspen bauen will? Es giebt Länder, die ihren ganzen Eisenstein-Grubenbau mit Eichenholz betreiben müssen, und die daher dem baldigsten unausbleiblichen Mangel an Eichen-Bau- und Werkholz ausgesetzt sind, da man doch den größten Theil der Bergwerksbedürfnisse mit 30 und 40jährigem Kiefernholze bestreiten könnte, wenn man — es hätte. Andere, wo das kostbarste, im besten Wachsthume stehende Eichenholz aus Noth zum Brande gehauen oder wohl gar, weil das ausgewachsene haubare Eichenholz längst erschöpft ist, bereits das mittelwüchsige angegriffen werden muß, ohne daß man daran denkt, durch Anzucht des schnellerwachsenden Nadelholzes dieser unverantwortlich bösen Haushaltung noch in Zeiten zu steuern.

Freilich findet man auch Gegenden mit so ergiebigem Boden und von so günstigem Clima, daß der Forstmann fast nichts zu thun braucht, als nur alle Hinderniße zu entfernen, wo er nicht zu säen und zu pflanzen braucht, wenn es ihm nur darum zu thun ist, Holz ohne bestimmte Rücksicht auf Geschlecht und Gattung zu erziehen — wo er jeder Waldblöße auch außer den

Schlägen nur Hegung zu geben nöthig hat, um in 2 — 3 Jahren des dichtesten Aufschlags von Aspen, Birken und Saalweiden ohne alles Zuthun gewiß zu seyn, wo ein überall eingemischter Bestand dieser Holzarten, jeden holzleeren Ort der Nachbarschaft, sobald er nur geheegt wird, ohne alle künstliche Anstalten reichlich besaamt. Man findet Forste genug, wo diese Hölzer nach und nach ganz die Stelle der zu häufig gefällten Eichen und Buchen — oder des harten Holzes überhaupt ersetzen, und wo freilich der Forstmann ohne Staatswirthschaft in guter Ruhe und höchstens bei landespolizeimäßiger Heegung die bloße Natur gewähren lassen kann.

Genug, daß Holz wieder wächst!

Ob es aber nicht besser und oft dringendes Bedürfniß wäre, daß auf diesen Schlägen, anstatt solche blos mit leicht und weit sich fortpflanzenden Aspen und Birken von selbst besaamt zu sehen, wieder Eichen und Buchen nachwüchsen, wenn ein hinlänglicher Bestand hiervon zur Besaamung übrig gelassen worden wäre, und daß die Blößen mit Rüstern, Lerchen, Fichten und Kiefern durch menschlichen Fleiß angebauet würden, ist eine andere Frage, die freilich oft außer dem Gesichtskreise des gewöhnlichen Forstmanns liegt, aber für jedes einzelne Land nach der Eigenthümlichkeit seiner jetzigen und künftigen Bedürfnisse von äußerster Wichtigkeit ist. Denn nicht nur da verdient sie reife Prüfung, wo Boden, Lage, Clima und Beschaffenheit des Bestandes in der Nachbarschaft nicht so günstig sind, und wo die

Natur, sich selbst überlassen, auf lichten Schlägen und Blößen nicht einmal Birken, Aspen und Saalweiden, nur Gras, Heide und Moos anzieht (obgleich der Boden seiner Beschaffenheit nach mehrere der edelsten Hölzer gleich gut nähren könnte, wenn man sie ihm weislich anvertraute) sondern auch da, wo jenes erfolgt und immer neuer Holzwuchs, nur mit Veränderung und Verringerung der Arten der Abnutzung, von selbst erscheint, kommt es darauf an, welche Holzarten und in welcher Menge sie erfordert werden.

Daß auch in den mehresten Fällen ein sehr großer Theil der hier und da zum Erstaunen hoch angeschlagenen Culturkosten, über die von so manchen, die solche als ein nebst den Interessen verschwendetes Capital, (und freilich geht es leider durch verkehrte Behandlung oft wirklich verlohren) so sehr geklagt wird, zu ersparen wäre — daß oft eine allzusorgfältige, mühsame und kostspielige Culturart selbst dem Gedeihen solcher Anlagen nachtheilig wird, und ihren Fortgang hindert, getraue ich mir fest und aus Erfahrung zu behaupten. Wie manche Blöße wird einauch mehrmalen geackert, oft gar umgegraben, oder die so wichtige obere Dammerdenschicht sonst in die Tiefe untergebracht, wo ein durch das weidende Vieh wund getretener Boden, ohne aufgelockert zu seyn, nur oben mit der Egge überzogen und aufgeritzt, der Nadelholzsaat, so wie dem leichtern Laubholzsaamen der Birken und Erlen weit zuträglicher und gedeihlicher, als ein übermäßig gelockertes, und zur Erzeugung häufigen Unkrauts

zubereitetes fettes oder ein durch tiefes Unterbringen der obern Dammerde zu mager gewordenes Erdreich seyn würde? In manchem zu licht oder zu jung gehauenen laubreichen noch nicht beraasten und verwilderten Schlage, wo die natürliche Wiederbesaamung vereitelt ist, und man vergebens Aufschlag erwartet, würden vier eiserne Rechen oder eine hölzerne Egge den Rüster- oder Ahornsaamen, die Eicheln oder Bucheckern weit leichter und der Natur gemäßer unter das Laub bringen, als nach 4 — 5 Jahren drei stark bespannte Pflüge, wenn vorher die Stöcke mühsam ausgearbeitet worden, den dicht verwachsenen Waasen umzubrechen vermögen, wornach dann, wie oft geschieht, der Saame fruchtlos unter die Schwarten vergraben wird. Bei vielen beträchtlichen Holzpflanzungen in's Große würde die Hälfte der Kosten zu ersparen seyn, wenn man nicht die Anlage englischer Gärten und Bosquets in Gedanken ins Forstwesen übertrüge, hier, wie dort, ohne daß die Beschaffenheit des Bodens es erfordert, das Erdreich rajolte oder tief umgrübe, den Anblick der die ersten Jahre zwischen den Pflanzkämmen mitaufschießenden oft so wohlthätigen Disteln, Dornen und Sträucher, nicht scheuete und den dichtern Schluß des angepflanzten Holzes, wodurch alle fremden Vegetabilien von selbst verdrängt werden, erwarten könnte! Manche andere, kostspielige Bepflanzung geschieht bloß in der thörichten Absicht, einen Platz, ohne Heegung nöthig zu haben, einigermaßen zu beholzen. Dahin gehöret z. B. fast alles Aussetzen der Eichen- und Hainbuchenheistern auf

24—30 Schuh Weite, woraus man doch, trotz aller Mühe und Arbeit fast nichts als künftige Saamenbäume erzieht.

Dies sind Wahrheiten, von denen mich nicht nur eine mehrjährige Erfahrung bei den hiesigen sehr ausgebreiteten und meistens wohlgerathenen Culturen, sondern auch die fürtrefflichen Anlagen so manches wackern, auswärtigen Forstmanns lebhaft überzeugen und die jedem vor Augen liegen, dem es hierbei um Erfahrung und Ueberzeugung zu thun ist.

Wie manche in diesem beweinenswürdigen Kriege in den Rheingegenden aufgeworfene Verschanzung — wie mancher Batteriegraben im ganz verheerten Walde, könnte ohne weitere Kosten, als die das Sammeln des Birken- und Kiefernsaamen jetzt erfordert, nach 30 Jahren schon den ersten beträchtlichen Holzertrag wieder liefern, anstatt daß der Reisende vielleicht auch dann noch auf jenen öden Wüstungen dieser traurigen Zeiten sich wieder erinnern wird? Wie manche Gegend, wo ein mehrere Wochen im Lager stehendes Heer alle Stand- und Saamenbäume vernichten, zugleich aber auch den Boden von allen den Holzanbau erschwerenden Vegetabilien entblößte, könnte ohne alle Culturkosten, als die das Aufstreuen des gesammelten Holzsaamens erfordert, in wenig Jahren den schönsten Erlenwuchs vorzeigen, anstatt daß sie künftig in eine sumpfige Heide umgeschaffen höchstens noch einer Heerde Vieh auf einige Tage jährlich etwas saures Futter liefern wird.

Wie mancher ganz verstümmelte oder verwüstete Wald könnte

noch in Zeiten, und ehe die Natur den Boden mit fremden Gewächsen, die dann nach mehreren Jahren die Cultur im höchsten Grade erschweren, wo nicht ganz unmöglich machen, überziehet, leicht wieder angebauet werden, wenn mit dem Frieden sogleich angemessener Holzsaamen vorhanden wäre und dieser nur unter das noch vorhandene dürre Laub = und Reisholz untergebracht würde! Allein nicht der am jungen Holze zu fürchtende Wildschaden — der, lange genug als das größte Hinderniß der Holzkultur verschrieen, kein Gebrechen jener Gegenden mehr seyn wird — sondern die vorgeschützte Armuth, die mangelnde Zeit zum Holzsaamensammeln, der kostspielige Ankauf desselben aus fremder Gegend, die verweigerte Heegung mit weidendem Vieh, der Mangel an Aufmunterung, sind die Schwierigkeiten, an welchen die Holzkultur scheitern und selbst in diesen nun äußerst holzarmen Gegenden nur frommer Wunsch bleiben wird. Bei der Menge der Objecte, die mit dem Frieden die Landesverwaltungen beschäftigen werden müssen, wird die Holzkultur, ob sie gleich auch eine der wichtigsten Staatsangelegenheiten ist, übersehen, höchstens der Forstadministration auf ihre Pflichten überlassen oder wohl gar nur der Obsorge des Revierförsters anheim gestellt bleiben!!

Wie wenig sind aber dann selbst mit dem besten Willen und den gründlichsten Kenntnissen ausgerüstete Forstmänner im Stande, Culturen in solchen Gegenden zu befördern, wo nicht einzelne, ondern hunderte, ja tausende von Morgen in kurzem und mit

gewiſſem Erfolge für die Zukunft angebauet ſeyn wollen, wenn man dem künftigen gänzlichen Holzmangel und den daraus entſtehenden höchſt weſentlichen Staatsübeln vorbeugen, und das höchſt nöthige richtige Verhältniß beſtandener Waldungen zur Bevölkerung zwar nur nach und nach, aber doch ſicher und gewiß wieder herſtellen will!

Bei dieſen großen unleugbaren Wahrheiten — bei den noch vorhandenen ungeheuren Blößen, Lichtungen und verdorbenen Schlägen, die wir überall in und um unſere Forſte erblicken — bei den vortrefflich angeſchlagenen Saaten und Pflanzungen, die wir zum Beweis der Möglichkeit, neue Waldungen mit geringen Koſten anzubauen, ſeit einiger Zeit in gut adminiſtrirten Forſten häufig genug finden — wie iſt es aber da möglich, daß ſchon Schriftſteller auftreten, die das praktiſche Forſtweſen hierbei der Uebertreibung, des Extrems bezüchtigen — den Nutzen und Zweck ſolcher Anlagen bezweifeln, — die mäßigen und nach einem richtigen Ueberſchlage berechneten Koſten als ein verlohrnes Kapital anſehen, aus Vorliebe für eine einzelne Holzart unſere einheimiſchen Holzarten, die ſeit Jahrhunderten die Zierde und der Schatz unſerer deutſchen Forſte geweſen ſind, als zu empfindlich und zärtlich verſchreien — und ſtatt Fehler und Gebrechen zu rügen, ſtatt einzelne verkehrte Anſtalten zu tadeln, ſtatt Koſtenanſchläge zu berichtigen und unrichtige Behandlungen in einzel-

nen Fällen zu ahnden, lieber das ganze Unternehmen verwerfen, und im Allgemeinen als unausführbar darstellen wollen?

Wie muß es dem jungen mit Kenntnissen und Eifer sein Amt antretenden Forstmanne von noch nicht gereifter Erfahrung zu Muthe werden, wenn er in dieser Beziehung die erste Abhandlung des Jagdkalenders vom Hrn. Professor Leonhardi vom Jahre 1796 und die den unächten Acatienbaum betreffende Zeitschrift des Herrn Regierungsrath Medicus (insbesondere im neuesten 2ten Stücke des 2ten Bandes die Recension jener Abhandlung und Herrn Medicus eigene Gedanken dabei, S. 190 und 191) liest? wenn er, außer so manchen beissenden Bemerkungen über Waldsaat und Forstcultur, den Anbau der Acatien so ausschließlich anpreisen, über die Anzucht der übrigen hier einheimischen Holzarten aber, als zu mißlich, zu kostspielig, zu weit aussehend den Stab gebrochen sieht? Kaum war seit den Schriften eines Burgdorfs, Beckmanns, Oettelts und anderer, die Morgenröthe über Holzcultur, diesem wichtigsten Theile des Forstwesens, aufgegangen, kaum fing man an, in Forstjournalen und einzelnen Schriften diese so äußerst mannigfaltige Materie durch praktische Bemerkungen hier und da aufzuklären und zu erläutern; so sollen schon wieder düstre Wolken des Vorurtheils und der einseitigen Beurtheilung den forstmännischen Horizont überziehen, und, wo möglich, in die vorige chaotische Nacht verhüllen! Das wolle der Himmel verhüten!! Da indeß der Herr

Regierungsrath Medicus so bestimmt und entscheidend jeden Forstmann auf's Gewissen fragt:

„ob er von seinen Aussaaten eine oder mehrere aufweisen „könne, die ihm die Hoffnung ließen, daß seine Kinder oder „Enkel nach sechzig Jahren einen reichlichen Holzertrag davon „erndten könnten?"

da er ferner sehr bestimmt wetten will, „daß wenigstens zwei Drittheile der Aussaaten so beschaffen seyn, daß man die lange Reihe von 60 — 80 Jahren gar nicht einmal abzuwarten brauche, um sich zu überzeugen, daß nicht allein das Capital nebst den Zinsen verloren sey, sondern, daß selbst die Kinder auf diesen, zu Holzaussaaten bestimmten Plätzen kein Holz zu fällen finden würden;"

so sage ich ihm hier auf Pflicht und Gewissen:

„Daß ich nicht eine, sondern fast in jedem hiesigen Forste, mehrere Anlagen ihm vorzeigen kann, die nicht 60, sondern nur noch 10 — 15, höchstens 20 Jahre Zeit brauchen, um einen sehr reichlichen Holzertrag zu liefern, und daß selbst bei hohen Saamen- und Baumwaldungen, deren Wachsthum bis zur völligen Benutzung eine längere Periode erfordern dürfte, doch durch die einstweilen forstmäßig davon zu beziehenden, beträchtlichen Zwischennutzungen, die geringen Kosten der ersten Anlage — (oder das sogenannte Kapital, sammt Zinsen) schon sehr reichlich wieder ersetzt werden. Ferner sage ich ihm auf Pflicht und Gewissen und bethcure es sogar noch bei allem von ihm be-

reits erzogenen Acatien, daß kaum 1 Fünftel der mit Vernunft, Ueberlegung und Prüfung der Natur gemäß, gemachten Anlagen (und auch diese nur in vorzüglich ungünstigen Jahren) seit 10 — 15 Jahren misrathen sind; daß man sogar auch misrathenen, oder nur halb angeschlagenen Saaten, wenn man nur die Mühe nicht scheuet, gar leicht nachhelfen kann, und daß diese Anlagen dem Fürsten außer dem nöthigen Saamen, wovon jedoch nur der Nadelholzsaamen außer Land gekauft werden müßte, so viel als nichts gekostet — auch die Unterthane mit Frohndiensten nicht belästigt haben. Meistens ist die vorhergegangene ein- auch mehrmalige Befruchtung der Blößen oder die Gewinnung der abgehackten Streubraasen zur Düngung oder die nur nöthige Verwundung mit der Egge den Unterthanen wohlthätig geworden, wenigstens haben sie sich, weil sie ihe geringe Mühe sehr reichlich belohnt sahen, nie zu einigen Klagen über Waldarbeit bewogen gefunden. Noch mehr — ich sage ihm auch auf Pflicht und Gewissen, daß dies in mehreren Ländern geschieht, daß nach der Lokalität und Beschaffenheit der Umstände, die Bearbeitung der Saatplätze ohne alle, oder doch mit sehr geringen Kosten zu verrichten wäre, und daß man oft, sehr oft, sogar noch diese geringen Kosten durch irgend eine der Holzsaat sehr nützliche und nothwendig voran gehen müssende Benutzung wieder gewinnen könnte."

Er besehe mit mir die ältern beträchtlichen vor 15—20 Jahren geschehenen reinen Eichelsaaten im lichten Hadamarischen

Kahlenberg, in der Herrschaft Beilstein — im Siegenischen Thiergarten, in den Schelter und andern Revieren, ob sie nicht bereits vollständig geschlossene junge Walddistrikte sind? Ob sie nicht in 10 Jahren bei einer vorsichtigen Pflanterung ohne alle Kränkung ihres Wachsthums eine beträchtliche Anzahl von Faßreifen und in 30 bis 40 Jahren bei der ersten Durchforstung nicht eine sehr große Anzahl von Karrengestellhölzern, und ferner bis zur Hauptnutzung eine Menge schwachen Wagner- und Geschirrholzes versprechen, welches nothwendig von Periode zu Periode ausgehauen seyn muß, um den Wald nach und nach zum Baumwalde zu erziehen?

Er besehe mit mir so viele neuere, jüngere Eichenanlagen auf Plätzen, wo der Unterthan das fürtrefflichste Korn gebauet hatte, wodurch die Anlagen nichts als das Sammeln des Saamens kosteten, ob diese nicht, wenn ihnen kein außerordentliches Unglück, als Brand oder Kriegsverheerung drohet, das nämliche schon jetzt mit Gewißheit versprechen? — Will und kann man so lange auf den Hauptertrag nicht warten, oder widerfährt diesen Anlagen durch vernachlässigte Heegung in der Folge ein Unfall, daß sie jene Periode nicht glücklich erreichen, so treibe man sie im 24 — 36jährigem Alter auf Stockschlag ab, und man wird die trefflichsten sich reichlichst verinteressirenden Rindenschläge und Schälwaldungen auf Lohe und Holz erhalten. —

Er besehe so manche Nadelholzsaat (unter hundert andern die beträchtliche Ansaat von 50 und 20 Morgen in Einem Stück

auf dem Nesselhof und Thalgrund) ob sie nicht bereits jetzt im 30jährigem Alter eine ungeheuere Menge von Leßholz und ferner den Nutzen der periodisch-nothwendigen Durchforstung darbietet, und — wenn man sie nicht zum fürtrefflichsten Baumwalde fortwachsen lassen wollte — nach 10—20 Jahren bereits dem ganzen sehr beträchtlichen Eisensteingrubenbau jener Gegend auf 50 Jahre hinaus seine Dauer versichert! Er vergleiche damit die große Menge später besaamter Blößen, die ihm hier fast jedes Revier, wo dazu schickliche Orte waren, darstellen kann, ob nicht die allermehresten bereits jetzt als geschlossene junge Dickungen der Zukunft die herrlichste Erndte und nun bald zur ersten Benutzung manchem Dorfe den halben Sommerbrand an Leseholz so wie die nöthigen Bohnen- und Hopfenstangen versprechen?

Mag es immer Pralerei scheinen, genug, es ist Wahrheit, daß man hier einzelne Reviere, (namentlich das Siegensche und Schelter Revier) zeigen kann, die, wenn noch 10 Jahre mit gleichem Eifer fortgefahren wird, keine unbesaamte Blöße von 1 Morgen groß mehr enthalten werden. So mancher in den Siegenschen Haubergen nach der letzten Befruchtung mit Birkensaamen, den die Gemeinden selbst sammleten, besaamte kahle Platz braucht höchstens 25 Jahre von seinem Entstehen an, um einen großen Ertrag, und hernach beim Ausschlagen der Stöcke alle 16 Jahre auch die beträchtlichste weitere Abnutzung zu gewähren, und nur der unglückliche Krieg hemmte das Unternehmen mehrerer Gemeinden, ihre kahlen Berge mit jungen 6—8jährigen Eichen

zu bepflanzen, um sie nach einigen Jahren zu Beförderung des Ausschlags abzuschlagen, der nach 20 Jahren einen reichen Ertrag an Gerberlohe und Kohlholz darbieten würde. Nicht nur die Benutzung dieses, sondern so mancher andern mit Erlen besaamten und bepflanzten feuchten Orte, sollen nicht nur meine Kinder und Enkel — sondern hoffentlich ich selbst noch erleben, wenn mir die Vorsehung das Leben nur noch 25 Jahre lang fristet. Er vergleiche damit die über den ganzen Kostenaufwand pünktlich geführten Rechnungen, ob diese ein Capital genennt zu werden verdienen und ob dieses sammt den Interessen verlohren gegangen sey!

Und alle diese Saaten und Anlagen — wer führte sie eigentlich aus? Wer verrichtete sie selbst nach richtiger Vorschrift? Wer trieb die Unterthanen in ihren eigenthümlichen Waldungen dazu an? Diejenige Klasse von Forstbedienten, die, ohne zum Glück die Menge der jetzt erscheinenden Forstschriften zu lesen, ohne dieses oder jenes weltberühmte Forstinstitut besucht, ohne selbst Preisausgaben beantwortet zu haben, Eifer und Thätigkeit beseelte, die mit Vertrauen in die praktische Anweisung ihrer Vorgesetzten, in der ganz einfachen Erfüllung ihrer Pflicht, Freude und Beruhigung fanden, und dafür nach jetziger Mode in so mancher Forstschrift weidlich verhöhnt und verkleinert werden. Ueberall findet man dergleichen Männer, wenn man nur statt zu klagen, sie zu ermuntern verstünde und sie die wahre Würde ihres Berufs

fühlen lehren wollte. Auch in mehrern Ländern, in mehrern Forsten findet man gleich glückliche Anlagen, ob es gleich da, wo obige so dictatorisch absprechende Schriftsteller ihre Erfahrungen gesammelt zu haben scheinen, noch freilich sehr finster aussehen mag!

Ich habe bereits in einer dem 15ten Bande des Moserschen Forstarchivs eingerückten Abhandlung

über Baumschulen und Pflanzungen

so wie in diesem Werkchen (Jahrgang 1794) gezeigt, daß selbst bei der kostspieligsten Art der Pflanzung, wo jeder Morgen an 50 fl. anzubauen kosten würde, wenn die Rede von Bau- und Nutzholz ist, dieses Capital sammt Zinsen und Zwischenzinsen nach 70 Jahren mit Ueberfluß wieder herauskommen müsse, vorausgesetzt, daß die Anpflanzung des Bau-, Nutz- und Werkholzes regelmäßig geschehen, und landespolizeimäßig gegen Frevel, gegen Wildschaden und Weidgang ohne ungeheure Verwahrungskosten zu sichern sey. Leider! habe ich aber auch Kostenanschläge gesehen, wo jeder mit Birken anzusäende Morgen auf 30 Rthl. Besaamungskosten angeschlagen war, und wo die Saat vielleicht gerade deswegen misrathen ist, weil sie so viel kostete. Ich kenne Gegenden, wo jede auf magere Weidplätze gepflanzte Eiche und Haynbuche, die nach 3 Jahren kaum einzelne elende Reiser getrieben hat, mit 2 gGr. bezahlt wird. Allein was beweißt dieses gegen den Werth der Sache, gegen die Holzkultur? Sollen die Waldungen die einzigen Grundstücke seyn, die ganz ohne Vorschuß und Auslage, großen Ertrag

liefern? Soll man nicht einige geringe Procente ihres Ertrags wieder anwenden, um dieſen und ihre dauernde Abnutzung zu ſichern oder vielmehr zu erhöhen und zu erweitern, weil man dieſen Aufwand nicht, wie bei Aeckern und Wieſen, ſogleich im nächſten Jahre wieder einerndten kann?

Sollten das ächte Finanzgrundſätze, ſollte das ſtaatswirthſchaftliche Oekonomie ſeyn? Gewiß nicht! Und doch iſt dieſes der Geiſt, der in den meiſten unſrer neueſten Forſtſchriften herrſchet!

Was nun endlich die Zärtlichkeit und Empfindlichkeit betrifft, wodurch unſere Eichen und Buchen der Acatie ſo ſehr zurückſtehen und alſo des Anbaues nicht werth ſeyn ſollen, ſo möchte wohl bei dieſer Vergleichung, wenn ſie genau angeſtellt würde, gerade der umgekehrte Fall eintreten. Daß die Eiche und Maſt-Buche, wie alle und jede Holzarten, im Frühlinge, wenn ein Spätfroſt oder Nachtreif die eben zur jungen Pflanze aufſproſſenden Eicheln und Bucheckern, in freier, ungeſchützter Lage trifft, äußerſt empfindlich iſt, ſelbſt die junge, eben entſtehende Pflanze dann verlohren geht, daß in der Folge, wenn dieſer Unfall in den nächſten 2—3 Jahren die eben entwickelten erſten Blätterknoſpen, oder die bei frühzeitiger Wärme im Lenz auch früh hervorgekommenen noch weichen und krautartigen Triebe überraſcht, dieſe neu ausgebildeten, zarten Theile umkommen, iſt zwar eine ausgemachte Wahrheit, doch iſt dieſes, wie geſagt, unter ſolchen Umſtänden allen und jeden Gattungen eigen. Es begegnet der

Weißtanne, wie der Fichte, der Erle, wie der Rüster, nur daß oft ein um wenige Tage früherer oder späterer Trieb schon einen sehr wesentliche: Unterschied in der Empfindlichkeit bewirkt. Von allen Holzarten ist die Kiefer diesem Unfall am wenigsten ausgesetzt, weil ihre jungen Triebe lange in einer äußern Hülle verschlossen bleiben, ehe sich ihre Nadelbüschel entwickeln. Nur ein sehr starker Frühlingsfrost, der auf die innere Circulation der Säfte wirkt und da eine Stockung veranlaßt, kann auch ihr nachtheilig werden.

Aus diesem Grunde, und um auf die Gefahr einer ganz freien Lage, und zu lichte gehauener oder zu früh und fehlerhaft gehauener Saamenschläge aufmerksam zu machen, nannte ich selbst in meiner Abhandlung über die Rothbuche diese in der Jugend empfindlich, eine Aeußerung, welche der Herr Regierungsrath Medicus zum Vortheile seiner lieben Acatien anzuführen nicht unterlassen hat. Doch erfriert auch die Rothbuche im weitern Alter, wo bei mehrerer Höhe der Stämme die Entwickelung des Hauptschusses später erfolgt und dieser also den frühern Maifrösten meistens entgehet, nur äußerst selten und zwar nur in ganz ausgezeichnet unglücklichen Jahren. Daß dieses aber auch selbst dann nur in einer freien, ungedeckten Lage erfolge, wo die größere Einwirkung der ersten Frühlingswärme auf den Boden den Trieb sehr früh befördert und bei darauf wieder eintretender rauhen und kalten Witterung, die jungen Stamme ohne allen Schuz dem Froste blos gestellt sind, beweisen (wenn praktische

Forſtmänner nicht ſchon längſt dieſe Erfahrung gemacht hätten), alle regelmäßig gehauenen dunkeln Beſaamungsſchläge, wie alle mit Vor- und Rückſicht auf dieſe Erſcheinungen gemachten Saatanlagen, in dem ſo ungünſtigen und bis in den Julius mit Reifen und Nachtfröſten ſo oft heimgeſuchten Frühlinge des Jahrs 1795. Jeder aufmerkſame Forſtmann wird nemlich bemerkt haben, daß in recht regelmäßig gehauenen, dunkeln Beſaamungsſchlägen keine einzige der jungen von der letztern Maſt eben entſproſſenen Buchen oder Eichen beſchädigt, auf jeder lichten, fehlerhaft gehauenen Stellung hingegen, dieſe alle gänzlich verloren waren. — An hundert Orten konnte man dieſe Beobachtung anſtellen und kein Jahr war für den beobachtenden Forſtmann fruchtbarer an Erfahrungen, keines zeigte den Unterſchied regel- und unregelmäßig gehauener Schläge, vorſichtig oder auf's geradewohl verrichteter Saatanlagen, ſo augenſcheinlich und auffallend, als eben dieſes verfloſſene Jahr 1795. Dieſer Verluſt der Anlage durch eine kalte Nacht, welche die Eicheln und Bucheckern beim Aufſproſſen im Frühjahre überraſcht, iſt ſehr begreiflich und vorauszuſehen, wenn man nur den Unterſchied bedenkt, daß auf der freien und geackerten Blöße dieſer Saamen in einen lockern und durch die erſte Frühlingsſonne ſogleich erwärmten Boden zu liegen kommt, anſtatt daß ihn im dunkeln Beſaamungsſchlage die Natur unter das kühle, ſpäter erwärmt werdende Laub und in den Schatten vergräbt, wo er wenigſtens 8 — 14 Tage ſpäter entſproßt.

Dieſer Unterſchied wird indeß dadurch vermieden, wenn man der gegentheiligen Behauptung ſo manchen Schriftſtellers ohngeachtet, die Eicheln in trockenen Erdgruben, dünne aufgeſchüttet, und zuvor abgelüftet, die Bucheckern aber ſonſt nur trocken verwahrt, und beide erſt im Merz oder April ausſäet. Ueber dieſe auch im Großen ſehr anwendbare Methode theile ich meine Erfahrungen einſt ausführlicher mit.

Dieſem Unfall entgehet zwar die gewiß auch von mir nach ihrem großen Werthe geſchätzte Acatie öfters, weil deren Saamen, ob er gleich auch im Herbſte reift, doch erſt im Frühjahre geſäet wird, ſie auch in der Folge weit ſpäter (im hieſigen Clima meiſt erſt im Junius) austreibt. Doch habe ich auch ſchon einigemal die entgegengeſetzte Erfahrung gehabt, daß nemlich ein ſpät einfallender, ſelbſt geringer und den übrigen ſchon weit getriebenen Hölzern nicht mehr empfindbarer Reif, den Acatien gerade in der äußerſt zärtlichen Periode der Entwickelung ihren erſten Blättern, ſehr gefährlich wurde. Wenn indeß dieſer Unfall auch die Eichen und Buchen in einzelnen vorzüglich ungünſtigen oder zu bald eintretenden Frühlingen wirklich betrifft; ſo bemerkte ich doch nie, daß auf die Eichen und Buchen, oder unſere übrigen ſchon lange einheimiſchen Holzarten, die gewöhnlich und unausbleibliche Kälte des Spätherbſtes oder des Winters einigen Einfluß hatte, da ſie ſämmtlich im Herbſt ihre Schüſſe gehörig verholzen, und die häufig abfallenden ſtarken Blätter die Wurzeln auch ohne Schnee gegen das allzu-

starke Eindringen des Frostes von selbst und ohne künstliche Beihülfe schützen. Nur bei fehlerhaftem zu spätem Antriebe der Niederwaldungen, im Monat Mai oder Junius, insbesondere bei Eichen-Rindenwaldungen, die des Lohes wegen oft zu spät gehauen werden, pflegt dieses zu erfolgen, wenn ein ungünstiger, naßkalter Herbst die späten Wiederaustriebe sich gehörig zu verholzen verhindert. Bei der Acacie hingegen geschieht es (wenigstens in den meisten Gegenden Deutschlands) fast jedes Jahr ohne Ausnahme und insonderheit nach nassen und kalten Vorsommern, daß ihre starken, spät im Herbste hinein verlängerten, und nicht gehörig verhärteten, geilen Triebe im Spätherbst und Winter auf einen halben oder ganzen Schuh erfrieren, wogegen dann das in Vorschlag gebrachte künstliche Bedecken des Bodens mit Laub, um durch die damit abgehaltene Einwirkung der Wärme auf den Boden den weitern Trieb im Herbste zu verhindern und die Verholzung zu beschleunigen, so wahr und physisch richtig es auch zu seyn scheint, doch wohl bei Anlagen von Bedeutung zu umständlich, zu künstlich und für ganze Distrikte nicht hinreichend seyn möchte. Bei den Eichen, Buchen, Ahornen und Rüstern aber, deren Blätter weit größer und von stärkerer Textur sind, verrichtet in gehörig geschlossenen Anlagen die Natur dieses alles von selbst.

Die große Reproductionskraft — welche jedoch nicht ausschließlich der Acacie, sondern auch jeder andern Holzart in fast gleichem Grade verliehen ist, ersetzt

im folgenden Jahre an der Acacie diese erfrornen Schüsse reichlich durch zwei und mehrere gleich kräftig zur Seite wieder hervorsprossende Nebenschüsse. An der Eiche und Buche, wie an den übrigen Holzarten, hingegen ersetzt die Natur den im Frühjahr etwa erfrornen Schuß von einem halben oder ganzen Zolle sogleich durch Entwickelung der anliegenden, unbeschädigt gebliebenen Augen. — Sie bildet sogleich im Nachsommer neue Triebe aus, wovon der dem erfrornen Theile zunächst liegende den geraden Schuß fortsetzt und in wenig Jahren (zumal da jenes Erfrieren nicht immer, sondern nur in einzelnen, besonders ungünstigen Frühjahren geschiehet) die Anlage des Hauptschusses dergestalt verlängert, daß in kurzem alle Krümmung verschwindet, und der gerade ausgestreckte Schaft in perpendiculairer Richtung nach und nach emporsteigt. Und so erwuchsen von jeher die tausend und aber tausend unserer Eichen, Buchen und Rüstern, Ahornen und Eschen, deren gewiß jede in der Jugend jenen Unfall mehrmals erfahren hat, dennoch zum hohen, erhabenen Walde, den wir jetzt mit Entzücken bewundern. Denn überall ist Gleichgewicht und Ersatz in der Natur.

Betrachten wir ferner jene außerordentlichen Triebe, die im letztern günstigen Jahre alles im Frühlinge des vorigen Jahres nicht nur an den Spitzen und jungen Trieben erfrorne, sondern selbst das durch mehrere kalte Nächte und den folgenden naßkalten Vorsommer im Wachsthum und Nachtrieb äußerst stockende junge

Holz gethan hat*); so führt uns dieses auf die sehr gegründete Vermuthung, daß im vorhergehenden, widerwärtigen Jahre, wo wenig Säfte zur Ausbildung der äußern Theile verbraucht wurden, sich die Wurzeln um so kräftiger verstärkt und erweitert haben, indem die neuen, ungewöhnlichen Triebe, wodurch das vorhin erfrorne reichlich ersetzt worden ist, augenscheinlich nicht blos auf Rechnung der letztern sehr fruchtbaren Witterung zu setzen sind.

Die Acacie theilt sich nach einem erlittenen, starken Froste das folgende Frühjahr in mehrere stark und gleich austreibende Nebenschüsse, denen dann jenes Uebel sehr oft im nächsten Winter von neuem wiederfährt. Sie erwächst daher allezeit mehr sparrig als schäftig, und bekommt nie, selbst im verhältnißmäßigen Schluß, den sehr hohen, geraden Schaft unserer Bauhölzer. Sie leidet, dieser langen, schwankenden, im Herbste noch weichen Triebe wegen, vieles vom Sturme. Daher rechnet sie Burgsdorf, der sie, wie jeder, der sie kennt, zwar ganz vorzüglich, aber doch ohne Zurücksetzung anderer Hölzer, schätzt, nicht zum Bau-, sondern blos zum Baumholze, wohin sie auch in manchem, nicht eben dem schlechtesten, Boden offenbar nur gehört. Sie schickt sich fürtrefflich zu Schlag- und Niederholz, verspricht aber nie einen ansehnlichen Nutz- oder Bauwald von beträcht-

*) Ganz besonders war dieses an den jungen Fichten auffallend.

lichen Schäften. Hiervon überzeugen mich meine eigenen und alle sonstigen Anlagen, die ich noch sah, unter andern das herrliche, auf einem recht ausgewählten Standort angelegte und von hohen Baumhölzern gegen Norden geschützte Acacienstück im Hoffmannischen Garten zu Dießau bei Halle, so wie die bewährten Versuche des Merseburgischen Herrn Schloßgärtners. —

Ueberhaupt haben wir über unsere gewöhnlichen, in Deutschland einheimischen Holzarten, noch viel zu wenig Erfahrungen und Versuche, um jene Holzart auf Kosten dieser zu erheben, und ihnen Schnellwüchsigkeit abzusprechen, welche doch bei jeder Holzart vom Boden und von der Behandlungsmethode augenscheinlich mit abhängt. Würden und könnten wir unsern Eichen, Buchen u. s. w. eben so viel Aufmerksamkeit und Fleiß, eben die Bearbeitung, kurz eben die fürtreffliche Culturart widmen, welche Herr Medicus für seine Lieblinge, die Acacien, verlangt, würde oft nur die Hälfte der Kosten an unsere einheimische Holzgattungen verwendet, welche an die Acacie und manche amerikanische Holzart verwendet werden, o! gewiß wir würden gleiche, oft mehrere Schnellwüchsigkeit, einen gleich baldigen Nutzen, gleichen, oft noch weit größern Vortheil zum Resultat haben! Wenn ich in meiner Baumschule bei einem etwas steifen, leimigen, der Acacie nicht sonderlich behagenden Boden, die 4 Schuh langen Triebe der verpflanzten Eschen, Ahornen und Rüstern, wenn ich die Wiederausschläge, das schnelle Forttreiben einiger, auf dem hohen Westerwalde bei den Dörfern Salzburg und Weißeberg (wo die Acacie nim-

mermehr ausdauern würde, und wo das Clima von dem der Pfalz himmelweit verschieden ist) vorhandenen Niederwaldungen von Eschen und Ahornen betrachte; so dringt sich mir die Bemerkung auf, daß unter gleichen Umständen diese Hölzer auch bei dieser Nutzungsart der Acacie um nichts nachstehen, sie aber als hochstämmig und weit dauerhafter weit übertreffen.

Könnte ich denjenigen, der noch hieran zweifelt, in die Siegenschen Hauberge führen, ihm manchen Ahornen-Stockschlag, in dem durch Verbrennen der Rasen gedüngten und durch die Cultur zum Fruchtbau aufgelockerten — dennoch aber noch nicht ganz nach des Herrn Medicus Vorschlage zum nützlichen Anbau der Acacie bearbeiteten Boden, vorzeigen, könnte ich ihm zeigen, zu welchem starken Knüppelholz dieser Wiederausschlag in wenig Jahren erwächst, wahrlich er würde zwar die Acacie darum nicht verachten, ihr aber auch nicht ferner, höchst ungerechter Weise auf Kosten dieser, Vorzüge einräumen!

Könnte ich ihm an unsern magern, trockenen Bergen, wo Boden und Clima gewiß nicht wie um Mannheim und Heidelberg sind, den blühenden Zustand so manches mit äußerst geringen Kosten angebaueten Kiefern- und Birkendistrikts, so wie im sauern, feuchten Boden dieses und jenes auf dem Westerwald alle 12 Jahre genützte Erlendickigt vorzeigen, könnte ich ihm zeigen, wie so manche Laubholzsaat auf einem höchst mittelmäßigen Boden, in welchem die nur in gutem, lockern Erdreiche vor-

züglich gedeihende Acacie ohne große Bemühung und Kosten schwerlich anschlagen würde, diesen in kurzer Zeit durch die jährlich abfallenden Blätter zum trefflichsten Waldboden mit Verbesserung der Dammerdenschicht umschafft, und immer freudiger emporstrebt; würde er dann nicht die Ungerechtigkeit eingestehen müssen, mit der man auf diese Holzarten herabsieht, und oft dasjenige in der Ferne sucht, was man doch in der Nähe hat! Und ist es nicht ausgemachte Wahrheit, daß im Staate der beste Boden den Wiesen und Aeckern, nur der schlechtere den Waldungen zugehören muß? Die Erfahrung an unsern einheimischen Hölzern in Niederwaldungen und Haubergen lehrt es, daß ein zu oft wiederholter Antrieb den Stock bald erschöpfe — daß dieser immer zahlreichere Reiser, aber bald keine kräftige zu Holz werdende Lohden mehr treibe, wenn er statt alle 20 oder 18 Jahre, alle 18 oder 12 Jahre abgeholzt wird. Kann dieses nicht auch bei der Acacie der Fall sein? Die Zukunft wird es lehren, denn die bis hierhin über die Acacie angestellten Erfahrungen sind noch zu neu, und die Beobachtungen noch nicht wiederholt genug, um ihnen ganz zu trauen, auch hat man über den Erfolg eines oft wiederholten Antriebs derselben noch schwerlich Versuche aufzuweisen, wodurch die fortdauernde Schnellwüchsigkeit dieser Holzart auch bei höherm Alter und oft wiederholten Stock- und Wurzelschlägen hinlänglich erprobt worden wäre. Zugleich wird sich zeigen, ob der große, wenn gleich späte, Hauptnutzen unserer wohlbehandelten Baumhölzer, wie der periodische Ertrag regel-

mäßig und nie zu früh gehauener Niederwaldung, nicht allen Nutzen der versprochenen, öftern und sehr früh wiederholten Erndte an der Acacie aufwiege und weit übertreffe, wäre dieser öftere und vorgreifende Genuß auch zuweilen unvermeidlich ein Werk der Noth und des Holzmangels.

Dieser Noth, diesem Holzmangel, wo er auch noch nicht wirklich vorhanden ist, wo er nur in der Ferne drohet, oder nur erst Beschwerlichkeiten, Umwege, große Kosten der Befriedigung u. dgl. veranlaßt, wird warlich nicht durch parteiische Vorliebe und gegen Boden, Lage, Clima, Landes- und Culturart oft erzwungenen Anbau einer und derselben Holzart begegnet, die unmöglich überall mit gleichem Erfolge zu erziehen ist. Niemand kann mehr von dem Werthe der Acacie überzeugt seyn, als ich — Niemand kann den patriotischen Bemühungen und der einzigen ächten Culturart des Herrn Regierungsrath Medicus mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen, als ich. — Aber um dem Holzmangel künftig zu steuern, werden mehr als einzelne Acacien-Handlungswälder erfordert. Kenntniß der Lokalität jedes Landes — Vorsicht und kluge Auswahl gehört dazu, um auf dem sichersten und leichtesten Wege zum Zwecke zu gelangen, und selten wird man ein Land von so gleicher Beschaffenheit und so gleichen Bedürfnissen finden (es müßte denn nur die Rede von 1 Quadratmeile, von gleichem Boden und Lage seyn) das nur eine und dieselbe Holzart erforderte, und deren Anbau ausschließlich zur Pflicht machte. Ohne Anstalten ins Große, ohne plan-

mäßige Anschaffung, Verwahrung und Vertheilung der mancherlei Saamensorten, die nicht jedes Jahr sämmtlich gerathen, aber doch in jedem Lande auf dem leichtesten, natürlichsten Wege, entfernt von aller merkantilischen Speculation, füglich selbst zu sammeln sind — ohne daß man anfängt, die Holzverpflanzung, als eine große Beihülfe, zweckmäßiger und absichtlicher zu betreiben — wird die Holzkultur in ganzen Ländern immer nur Spielwerk bleiben! Der Holzanbau muß nicht nur von einzelnen einsichtsvollen Privatleuten zu ihrem Vortheile beherziget — er muß öffentliche Anstalt — Gegenstand der Gesetze und der Landesverwaltung, und von erfahrnen und mit diesem Fache praktisch bekannten Männern geleitet werden. Hoffentlich wird es demnach dem Publikum nicht gleichültig seyn, den jetzt leider! durch den unglücklichen Krieg gehemmten, nicht aber aufgehobenen, Erfolg eines von mir im 1795ten Jahrgange dieses Almanachs angekündigten Holzsaamen-Magazins für die hiesigen Lande zu erfahren. Der erwünschte Fortgang, den diese Anstalt gleich im ersten Jahre ihrer Entstehung hatte, die Leichtigkeit und Gewißheit, mit der man in Herrschaftlichen und Gemeindewaldungen bei jeder anzubauenden Blöße, oder jedem verdorbenen Schlage gerade nach derjenigen Saamensorte greifen konnte, die man nach Ueberlegung dahin verlangte, die äußerst niedrigen Preise nebst den vielen unentgeldlichen Verwilligungen des gesammelten Saamens gaben der Anstalt einen Schwung, der durch

den an Holzsaamen sehr gesegneten Herbst des Jahres 1794 über alle Erwartung noch erhöhet wurde.

In jenem Herbste wurde viel, sehr viel Saamen eingesammlet und ausgesäet. So wenig man auch von der Menge des ausgestreueten Saamens auf den Anbau und den Erfolg selbst schließen kann; so zeigt es doch, mit welchem Eifer die Forstbedienten und Unterthanen, von dem zu hoffenden Nutzen überzeugt, die Sache betrieben haben, und daß man folglich mit Recht auch einen gleichen Eifer in vorschriftsmäßiger Bearbeitung der Saatplätze von ihnen erwarten konnte.

Zwar wurde die große Erwartung, wozu diese beträchtlichen, schon gegen Ende des May's 1795 hier und da den erfreulichsten Anblick gewährenden Aussaaten berechtigen, durch jenes so ungünstige, von Ende May's an bis in den Junius, folglich in den verschiedenen Perioden der Entwickelung mit mehreren kalten Nächten uns heimsuchende Frühjahr an manchen Stellen getäuscht; doch würde sie unfehlbar völlig befriedigt worden seyn, wenn sie, statt eines so ungewöhnlichen Frühlings, sich eines solchen, wie der des verflossenen 1796. Jahres war, zu erfreuen gehabt hätte.

Selbst manche, etwas früh gestellte Nadelholzsaat, bis zu Ende des May's und Anfang des Junius bereits entsproßte, traf jenes harte Schicksal, dem aber alle spätere Saaten glücklich entgingen. Die Erfahrung über den durch jene kalten Nächte, in den Waldungen bewirkten Schaden, mit welcher der

Herr Herausgeber dieses Neujahrgeschenks die Forst- und Jagdmerkwürdigkeiten des 1795sten Jahres beschließt, und die der Herr Regierungsrath Medicus S. 185 bis 186 des 2ten Stücks im 2ten Bande seiner Zeitschrift über den Acacienbaum zum Beweis der größten Empfindlichkeit der Eichen und Buchen anführt, (ohne des Schicksals der Acacie zu gedenken, die bei mir in jenem Frühjahre zweimal ihr junges zartes Laub verlohr), war zwar auch hier sehr allgemein, doch bemerkte ich bei genauer Beobachtung solche Ausnahmen dabei, daß ich darin nicht nur keinen Beweis von größerer Zärtlichkeit jener Holzarten, sondern vielmehr gerade das Gegentheil fand.

Alle ganz der Natur gemäß (nicht wie gewöhnlich gegen die Natur zu licht) gehauene, dunkle Besaamungsschläge von Eichen und Buchen, tiefe kalte Gründe, wo selbst die zahlreichsten Vorständer den auffallenden Reif und Nebel nicht abhalten konnten, allein ausgenommen, blieben verschont. Alle Saaten in ähnlichen Lagen, von kühler, schauerlicher Exposition an Nordseiten oder an den gegen das zu frühe Einwirken der Frühlinge geschützten Bergwänden, so wie alle Frühjahrssaaten von wohlerhaltenen Eicheln und Bucheckern an kältern Anhöhen, wo alles später, zumal die Eichel erst in der Mitte des Junius entsproßte, entgingen dem Verderben jener tödtlichen Nachtfröste. Dagegen waren alle in freier Lage im Herbste gesäeten und früher aufgegangenen Ahorn- und Eschensaaten unwiederbringlich verlohren. Weislich ließ die Natur die schweren Saamen der

Eiche und Buche unter den Baum fallen, um hier im kühlen Schatten später zu entsprossen, und dann noch einige Jahre im Schutz und Schauer der Mutterpflanze gedeihlich fortzuwachsen, bis endlich dem erstarkten, verholzten Stamme, der nun keiner Decke, keines Schutzes mehr bedarf, selbst einzelne dergleichen Erscheinungen in ungewöhnlich ungünstigen Jahren weiter nicht schaden können, als daß sie ihn um den Wuchs eines halben Jahres zurücksetzen. — Alle jungen, lichten Schläge und Dickungen litten unbeschreiblich an ihren zarten Trieben, und um nichts zu verschweigen, manche Buchensaamenschläge von 4—6jährigem Alter (nicht aber von Eichen, die überhaupt härter und zum Waldaustriebe geneigter, als die Rothbuchen, dieses Jahr das erfrorne reichlich wieder ausgewachsen haben) gingen gänzlich verlohren. Aber welche? Nur diejenigen, die der Forstmann ohne hinlängliche Erfahrung über die Einwirkung des Clima's, nach Lage, Exposition, Nachbarschaft kalter Gründe und Brücher, in hohen, rauhen Gebirgsforsten, ohne ein solches Frühjahr vorauswissen zu können und verführt durch den gedrängten 4—6jährigen Anwuchs, zu früh in Lichtschlag gestellt oder gar rein ausgehauen hatte. Die ältern, höhern Schläge und jungen Schonungen litten auch, sie sahen noch im Sommer, wo es zur Vermehrung des Uebels bis in den August noch kalte Regen und rauhe Witterung genug gab, sehr mißlich aus. Aber man betrachte sie jetzt, und erstaune über den Ersatz jenes Verlustes! Und gab es überhaupt wohl irgend eine Holzart, die un-

ter gleichen Umständen und bei gleichzeitigem Triebe weniger gelitten hätte? Die am Haupte des Brocken bestens gedeihende Fichte und Birke, die am Saume des Schwarzwaldes sich erhebende Weißtanne, hatten, zumal in der wärmern Niederung, gleiches Loos. — Junge, eben aufgehende Saaten von Kirsch- und Obstbäumen welkten dahin. — Unbedeckt erfroren die Nordamerikanischen Eschen, so weit sie neu getrieben hatten, neben den Europäischen — und selbst was noch nicht getrieben hatte, und folglich nicht erfror, that im naßkalten Vorsommer einen so sparsamen Trieb, daß dieser den Nachtrieb des erfrornen nur wenig übertraf. Noch im Nachsommer starben Obstbäume durch jene Einwirkung ab. — Mancher kränkelt noch, trägt, wie so manche wilde Baumsorte, des dießjährigen so fruchtbaren Jahres ohnerachtet, abermals so wie im vorigen Jahre, keine Früchte, indeß doch die Eiche (wenigstens hier) den Verlust des vorigen Jahres durch reichliche Mast in einzelnen Waldstrichen alsbald und dieses Jahr abermals, so wie auch einzelne Rothbuchen ersetzt, und dadurch die apodiktischen Behauptungen ihrer, wie bei allen Holzsorten, nur relativen Empfindlichkeit sichtbar widerlegt.

Der Forstmann vergesse doch nie, daß die Natur Eicheln und Buchekern unter und um den Baum säet, nicht aber weit und auf's Freie abfliegen läßt — er vergesse nie, daß sie diese Saaten zur Nachbesserung und Ausfüllung der Lücken und des Verlustes wiederholt, nur selten einen Schlag auf einmal vollständig

besaamt — daß überall Gleichgewicht und Ersatz herrsche, daß gegen Ein Frühjahr mit mehreren kalten Nächten wenigstens 3—4 günstige eintreten, daß wenn junge Eichen und Buchen im Frühjahr in freier Lage vom Froste leiden, zugleich Millionen Insekten als Embryonen oder bei ihrer Entstehung getödtet werden, deren Vervielfältigung so warme Sommer, als der des Jahres 1793 und 1794, befördern und die, wenn sie alle glücklich ihr Daseyn erlangt hätten, gewiß einen weit größern, als den in der Folge reichlich ersetzten Forstschaden angerichtet haben würden. Er wähle bei Aussaaten den nach der Erfahrung jeder Holzart gebührenden Standort und Boden, er bessere ohne große Kosten, nur mit einiger Mühe die ausgebliebenen Stellen und den erlittenen Verlust in den folgenden Jahren nach — er ziehe in freier, unbedeckter Lage die Frühlingssaat der Herbstsaat vor, um wenigstens dem gänzlichen Verluste durch eine in der Periode des Aufsprossens eintretende kalte Nacht, und der durch das Auflockern des Erdreichs zu frühe bewirkten Erwärmung des Bodens zu entgehen; da die vorsichtige Winterverwahrung der im Herbste reifenden und abfallenden Saamenarten in einer kühlen Lage nicht gegen die im Herbst aussäende Natur, sondern vielmehr eine ihr abgelernte ist, indem dadurch auf der freien Blöße das zu frühe Entwickeln der Keime, eben so gut, wie im laubreichen, schattigen Saamenschlage bis zum Ende des May's oder Anfange des Junius zurückgehalten wird.

Jenem durch das Frühjahr 1795 erlittenen Verluste wurde

schemen möchtte *), damit wir aber bißmall vor lieb nehmen, Vnd ob das glück hinfurtter was besser bescheren wölle, warttten mußenn.

Mochttenn wir E. L. hinwidder freundtlich nicht verhalttenn, Vnnd seindt Deroselben Angenehme Bruderliche Dienste zu erzeigenn Jederzeit geneigtt,

---

*) Schämen? Heut zu Tage brüsten wir uns gewaltiglich, wenn wir einen Sechser oder Achter erlegt haben!

VIII.

Schreiben des braven Herrn Oberförsters Schminke zu Beckerhagen an den Herausgeber

vom 2ten Julius 1796.

—

Vielleicht ist es Ew. nicht unangenehm, wenn ich als einen kleinen Beitrag zum Forst- und Jagdkalender eine Forstmerkwürdigkeit einberichte, dergleichen in unsern Tagen höchst selten vorzukommen pflegt. Sie betrifft eine in meinem Forste vom Winde niedergerissene hohle Eiche. Dieser Altvater stand im Gababurger Thiergarten am dasigen Schloßberge, hatte 18 Fuß im Durchschnitt und 54 im Umfange. Das davon erhaltene Gehölze war zwar, weil der Baum hohl und dessen Zopf vor vielen Jahren schon abgebrochen war, der ungeheuern Stärke nicht angemessen,

indem es nur 11 Klafter betrug, doch macht ihn seine außerordentliche Dicke jedem Forstmanne gewiß höchst merkwürdig. Noch stehen zwei andre vorzüglich alte und starke Eichen im Reinhardswalde, der sogenannte dicke Förster am Brand und die dicke Margrete im Hümmerbusche, beide kommen aber jener nicht bei. — — —

Warlich! man sollte den Stock dieses Ur-Elter-Vaters aller Eichen mit einer Mauer umgeben und dieser das Maas seiner Peripherie einhauen, um der Nachwelt ein Denkmal zu hinterlassen, was Eichen einst werden konnten, ehe die leidige Holzarmuth uns zwang, in der Blüte ihrer Jahre sie zu morden.

IX.

Jagdtragödie.

—

An einem regnichten Herbsttage zog ein junger Weidmann mit 2 dem Oberförster N. zu W..g gehörigen trefflichen Dachshunden aus, um Füchse zu schießen. Bald glaubte er den Gegenstand seiner Wünsche gefunden zu haben; denn schon im ersten Baue, den er besuchte, waren beide Hunde laut. Lange dauerte es, ehe die unterirdische Schlacht sich entschied. — Erst nach 3 Viertelstunden brachten die tapfern Hunde (ein alter und ein jüngerer) nicht den erwarteten Reinecke, sondern einen ungeheuern Dachs heraus, den der Jäger auch wirklich erlegte.

Dieser glückliche Anfang hatte aber für die braven Hunde die unglücklichsten Folgen. Mit verdoppeltem Eifer drangen sie bald hernach in einen zweiten Bau und wurden abermals laut. Vergebens heftete der lauersame Schütze seinen Adlerblick meh-

rere Stunden lang auf den Ausgang des Baues. Es war eine Stille — und weder der noch unbekannte Bewohner desselben, noch die hinein geschickten Kundschafter kamen zum Vorschein. Die Nacht brach ein: mißmuthig über getäuschte Erwartung und mehr noch über das Ausbleiben der treuen Hunde, schlich der Jäger nach Hause zurück, und hoffte, sie am andern Morgen, wie das schon mehrmals geschehen war, vor der Hausthür liegend wiederzufinden. Aber auch diese tröstliche Erwartung blieb unerfüllt! Der folgende Tag verstrich, und die Hunde kamen nicht wieder. Um sie, wo möglich, noch zu retten, wurde am dritten Tage das Aufgraben des Baues beschlossen. Zwölf rüstige Landleute legten Hand ans Werk, und waren damit, weil der Bau sehr weitläuftig und mit Gesträuchen dicht bewachsen war, beinahe 3 Tage beschäftigt. Endlich zeigte sich den Kessel, aber ach! zugleich eine Scene, die ein ächter Weidmann gewiß rührender finden wird, als manche englisch deutsche Tragödie. Ein Dachs und die beiden Hunde waren verendet, wie Simson und die Philister. Den alten Hund sah man hinter dem Dachse, beinah stehend an die Wand des Kessels gelehnt; der jüngere lag erstickt unter seinem Feind im Eingange der Röhre, in welche beide zu gleicher Zeit sich gestürzt, und wie zwei Keile übereinander eingeklemmt hatten.

Man denke sich in der Seele des jungen Helden den plötzlichen Uebergang von der Freude des nahen Sieges, zum schrecklichen Jammer, von einem fliehenden Feinde sich erdrückt zu

ſehen; man denke ſich, mit welcher immer wachſenden Wuth der alte den eingezwängten Dachs zur weitern Flucht genöthigt haben wird, unwiſſend, daß er dadurch ſich ſelbſt ſowohl als ſeinem tapfern Gefährten den unausbleiblichen Tod beſchleunige: man denke ſich ſeine ſteigende Todesangſt, ſeine letzten Zuckungen in der verpeſteten Luft des eingeſchloſſenen, engen Raumes; und ich frage, ob nicht ein deutſcher Trauerſpiel-Dichter, mutatis mutandis, von dem Entſetzlichen in dieſer Situation, zu einer Schlußſcene irgend eines Schauderſtücks füglich Gebrauch machen könnte?

J. H. Stricker
zu Frankfurt am Mayn.

X.

Einige Jagdmerkwürdigkeiten.

—

Als Nachtrag zur Naturgeschichte des Auerhahns muß ich folgende vom Herrn Hofjägermeister von Ziegesar zu Meinungen mir mitgetheilte, sonderbare Anekdote meinen Lesern noch mittheilen.

Ein Holzhauer geht im Frühlinge 1794 vor Tage auf seinem im Frauenbreitunger Forst ihm angewiesenen Holzhieb, wo viele Auerhahnen zu stehen pflegten. Plötzlich hört er auf der Erde ein ungewöhnliches Geräusch, eilt hinzu und entdeckt zwei kämpfende Auerhahnen, die seine Gegenwart gar nicht zu bemerken scheinen. Bei näherm Heranschleichen siehet er, daß beide fest an einander sich verbissen haben und schlechterdings nicht entweichen können. Er faßt also den raschen Entschluß, sie zu ergreifen — es glückt ihm — er steckt sie beide in einen Sack und bringt sie lebendig nach Hause.

2.

Nach einer in der Darmstädtischen Landzeitung enthaltenen Nachricht auf dem Vogelsberge vom 29. October 1795 hat der Fürstliche Oberförster Pfeffer zu Rüdingshain den 26sten desselben Monats einen schneeweißen Fuchs geschossen. Den köstlichen Balg hat der beneidenswürdige Schütze seiner Landesherrschaft pflichtschuldigst zu Füßen gelegt.

Vom Herausgeber.

XI.

Unächter Acacienbaum.

Die unter diesem Titel erscheinende Zeitschrift des in Anpreisung dieses Baumes so unermüdeten Herrn Regierungsrath Medicus zu Mannheim würde ich gewiß schon früher hier angezeigt haben, wenn nicht gewisse, sehr wichtige Gründe mich bewogen hätten, mein Urtheil darüber noch ein wenig zurückzuhalten. Nie hätte ichs mir's aber träumen lassen, daß der Herr Herausgeber, den ich doch immittelst ganz ungestört auf seinem Steckenpferdchen von unächtem Acacienholze sich herumtummeln ließ, so äußerst intolerant seyn würde, in einem Styl, so stachlicht, wie seine Acacien selbst, das meinige, die edle Jagd, anzutasten oder vielmehr mich weidlich darüber zu tadeln, daß ich das in den meisten Gegenden schon mehr als zu sehr verminderte

Wildpret gegen die jetzt bis zum Eckel gepredigte gänzliche Ausrottung einigermaßen noch in Schutz zu nehmen wagte.

Sey du aber Richter zwischen uns, unparteiisches Publicum, ob ich in meinem so scharf kritisirten Aufsatz: Auch ein Wort über Wildschaden (S. Neujahrsgeschenk von 1794. S. 63 f.) die Mittelstraße im mindesten überschritten, ob ich die Hegung des Wildes zum wirklichen Schaden des Landmanns und der Waldungen auch nur mit Einer Sylbe vertheidigt habe! „Grausam und ungerecht gegen die Menschheit ist's, sagt' ich vielmehr da, wenn Fürsten, von unmäßiger Jagdleidenschaft verblendet, das Wild mehr hegen als ihre Unterthanen — Ein Tyrann, ein Ungeheuer ist in meinen Augen der Jäger, dessen rasende Jagdliebe die Thiere des Waldes mit dem Schweiße verzweifelnder Unterthanen mästen kann! u. s. w."

Und bat ich nicht selbst darum, daß man da, wo es noch nöthig seyn sollte, das Wild bis zu einer völlig unschädlichen Anzahl vermindern, ja sogar diesen kleinen Ueberrest allenfalls noch in Mauern und Pallisaden einschließen möchte?

Nur sollte man, bat ich, diese in mancher Rücksicht doch auch so ausschließlich nützlichen und die uns umgebende Natur auf das reizendste belebende Thiergattungen*) ihrem weisen Schöpfer zum Trotze nicht ganz von der Erde vertilgen

*) Denn warlich! ein Forst ohne alles Wild gleicht einer durch die Pest entvölkerten Stadt.

wollen, nur sollte man dasjenige, was gemordet würde, auf eine vernünftige Weise, das heißt, zu derjenigen Zeit morden, wenn es am brauchbarsten ist und zwar so, daß es auch wirklich den Menschen, nicht aber, wie das da, wo Aasjäger und Jagdpöbel hausen, leider! so oft der Fall ist, den Füchsen und Raben zu Theil würde — nur sollte man den oft ganz ungegründeten, wenigstens fast immer höchst übertriebenen Klagen über Wildschaden nicht blindlings Glauben beimessen u. s. w.

Dies war von jeher mein von allen vernünftigen Jägern und Nichtjägern gebilligtes Glaubensbekenntnis und wird es bleiben, bis ich verende, mag auch das ganze Rudel morbsüchtiger Journalisten jeden Monat zehn Hefte dagegen schreiben! Froh darüber, daß sie das hier und da noch übrige Wildhäuflein und uns arme Jagdliebhaber nicht vollends todt schreiben können, werde ich keinen ihrer weitern Angriffe mehr beantworten. Dazu ist die Zeit mir zu edel! Lieber einen Hirsch dafür geschossen!

Freilich bin ich aber in zur Beurtheilung der oben erwähnten Zeitschrift doppelt untüchtig — Wohl! so sey sie auch andern weit einsichtsvollern und minder jagdlustigen Forstmännern ganz überlassen! Einer derselben, dessen gründliche Kenntnisse und entschiedene praktischen Verdienste der Herr Herausgeber selbst feyerlich anerkennt, hat in der hier gelieferten Sechsten Abhandlung schon den Anfang dazu gemacht und mehrere andre werden nächstens unfehlbar nachfolgen.

Bald werden wir also sehen, ob der Posaunenton, womit der Anbau der zwar unleugbar sehr schönen und nützlichen, aber doch auch wahrlich! nicht alle andre Waldbäume ersetzenden Acacie so tautologisch angepriesen wird, nicht-wenigstens in eben dem Grade übertrieben sei, als jenes ewige Anathema gegen das arme, so oft höchst unschuldig mishandelte, Wildpret!

Vom Herausgeber.

XII.

Ehrendenkmal

zwei braven Förstern *)

errichtet

vom Herausgeber.

—

Verstumme, fröhlicher Jagdgesang! Klagt mit mir ihr Priester Dianens! Zwei der würdigsten unsrer Brüder sind nicht mehr!

Thränen, wie nur selten ein Jägerauge sie weint, weih' ich Euerm Andenken, ihr Redlichen! Friede, Friede sey mit deinem

*) Anastasius Dehnert, Hessen-Casselischer Förster zu Löbach und Ernst Feige, Försters zu Speckswinkel. Ersterer starb im December 1795, letzterer im Mai 1796. Beide waren ächte, würdige Forstmänner und doch, so unvereinbar dieses manchem auch scheinen mag, zugleich sehr geschickte und eifrige Jäger.

Staube, freundlicher Dehnert, der in Haina's prächtigen Forsten so manches hohe Jagdfest mir bereitete! Süß wird die Ruhe dir seyn, die du hier — selbst in deiner ländlichen Hütte*) — nicht fandest.

Schlummre sanft, biedrer Feige, du sorgsamer Pfleger meiner Lieblinge, der majestätischen Auerhahnen!

So oft ich Eure verwaisten Forste durchstreife, will ich Eure Grabhügel besuchen und mit Brüchen von jungen Eichen und Fichten sie umkränzen, die ihr selbst mit fleißigen Händen einst sätet! Allen Weidmannsjünglingen in meinem Gefolge will ich dann zum Muster Euch darstellen und oft, recht oft ihnen zurufen: Werdet brav, wie Dehnert und Feige — und euch und auch euch wird die Nachwelt dann segnen und werth bleiben euer Gedächtniß jedem Redlichen, der den Weidmann von ächten Verdiensten vom grünbekleideten Pöbel zu unterscheiden gelernt hat!

*) Wer den Verblichenen kannte, weiß auch, welches schwere Hauskreuz ihn folterte.

XII.

Forst- und Jagdanekdoten.

—

1.

Vor mehreren Jahren vermißte man in Ungarn einen Kaiserlichen Cuirassier, der bei tiefem Schnee verschickt worden war. Endlich fand man nicht ferne von den Carpathischen Gebürgen noch Ueberbleibsel von ihm und seinem Rosse und — Eilf todte Wölfe um ihn herum. Seine abgefeuerten Pistolen und der bloße, ganz stumpf gehauene Säbel zeigten deutlich genug, wie ritterlich der Held sich gewehrt hatte, ehe er von der Uebermacht seiner Feinde bezwungen wurde.

2.

Ein Venetianischer Gesandter besuchte einst zu Madrid den Herzog von Pastrana, Königs Philipp des Vierten Großfalko-

niermeister. Er sah da einen trefflichen Falken, der ihm sehr gefiel und den er ohne Unterlaß bewunderte. Der Großfalkoniermeister war daher so artig, ihm ein Geschenk damit zu machen, als er aber bei einem dem Gesandten bald hernach abgestatteten Gegenbesuche nach dem Befinden des edlen Vogels sich erkundigte, antwortete ihm dieser zu seiner großen Bestürzung: er hat recht gut geschmeckt — aber nicht wahr — das Falkenfleisch ist doch beinahe etwas zu hart?

Daß es der Menschen mehr gebe, die gerne alles essen möchten, lehrte mich selbst schon eine öftere Erfahrung. So hatte einst ein Landpriester eine der Beschreibung nach äußerst seltene Seemöve geschossen. Ich erfuhr's und ließ ihn (versteht sich, für meine Sammlung) darum bitten. Er bedauerte aber nicht damit dienen zu können, weil — er sie schon zu Mittag gespeißt habe — doch sollte ich mir das nicht Leid seyn lassen, denn sie habe sehr thranig und widerlich geschmeckt.

Einer meiner Freunde befahl auf mein Ersuchen dem Verwalter eines entfernten Guts, alle seltne Vögel, welche dort etwa geschossen werden sollten, mir zuzusenden. Bald erschien eine große Kiste nebst einem Sendschreiben, worin der gute Mann freudig meldete, daß er mit dem beikommenden wilden Schwan Ehre einzulegen hoffe. Wie freut' ich mich meine Vögelsammlung mit einer so wichtigen, lange vergeblich gewünschten Zierde

bereichert zu sehen! Wie hastig war die willkommene Kiste nicht geöffnet! Aber, o Diana! welch ein Anblick! der schöne Vogel war — gerupft! Denn weislich hatte der schlaue Verwalter, in der Voraussetzung, daß die verlangten seltnen Vögel gespeißt werden sollten, die auf der Tafel freilich entbehrlichen Federn zu seinem ökonomischen Gebrauche zurückbehalten.

3.

Der Herzog von Orleans fragte in einer Gesellschaft, worin auch ein Erzbischof und einige Bischöffe sich befanden, den Dichter Benserade, was zwischen Dryaden und Hamadryaden (Waldnymphen, deren erstere nach der Mythologie unsterblich sind, letztere aber mit den ihnen geheiligten Bäumen sterben) für ein Unterschied sey und ganz naiv antwortete der Dichter: Eben der, als zwischen einem Bischof und Erzbischofe.

4.

Peter der Große, Rußlands ehemaliger unvergeßlicher Beherrscher, unterhielt keine glänzende Hofjägerei, kein Jägerkorps — nur wenige Schützen, die zur Schießzeit Wild in die Zaarische Küche liefern und ein Paar geschickte Forstmeister, die das nöthige Bauholz anweisen und vorzüglich für die Anzucht der Eichen Sorge tragen mußten. Ein Landelmann, der ein Erzjäger war, lud ihn einst zu einer prächtigen Bärenhatze ein. Der Zaar schlug es aber freundlich aus. Für mich ist diese Lustbar-

keit nicht, sagte er, so lange ich noch außer Landes meine kühnen Feinde zu jagen und in meinem Lande noch widerspenstige Unterthanen zu bändigen habe.

5.

Für die Cultur der nützlichen Eichbäume war dieser erhabene Stifter der Russischen Schiffahrt rastlos besorgt. Er warb teutsche Forstmeister an, die durch ganz Ingermanland und Nowogrod die Wälder untersuchten und alle Eichbäume aufzeichnen mußten. Bei harter Strafe verbot er, daß Niemand (selbst kein Landedelmann auf seinem eigenen Gute) ohne Vorwissen des Admiralitäts-Collegiums und ohne Anweisung der Forstmeister, eine Eiche fällen durfte.

Ein Paar alte Eichbäume auf der Insel Cronstadt ließ er mit einem Tisch und Bänken umfassen und manche fröhliche Stunde brachte er in deren Schatten zu. Oft rief er dann, an den geliebten Bäumen hinauf sehend aus: O möcht' es doch so viel Eichen hier geben, als an diesen Blätter und Eicheln sind! Dieser Cronstadtsinsel oder eigentlich Peterhof gegenüber ließ er ein kleines Lustschloß bauen, welches er dem gefundenen Eichwalde zu Ehren Dubky oder Eichenhaus nannte. Verschiedenen seiner Diener, die (um ihm den Hof zu machen) in ihren Gärtchen bei Petersburg einige Eichen gepflanzt hatten, dankte er öffentlich und küßte sie beim Anblicke dieser Duodezpflanzungen auf die Stirne.

Er selbst legte einen Eichelgarten zur Probe an, an dessen Eingang ein scharfes Verbot, daß Niemand die jungen Bäume beschädigen sollte, angeschlagen wurde.

Nach einigen Jahren stieg er nach seiner Gewohnheit bei diesem Eichelgarten ab, um sich an dem Wachsthume seiner geliebten Zöglinge zu ergötzen. Einige umher zerstreute, frisch abgebrochene Aeste verriethen ihm einen daran verübten Frevel. Sogleich ließ er Wache dabei stellen, um den Verbrecher, wo möglich, zu ertappen — und bald wurden einige seiner eigenen Bedienten ergriffen, die in der Trunkenheit Zweige abgebrochen und auf ihre Hüte gesteckt hatten. Und siehe da, sie bekamen auf öffentlichem Markte weidlich die Knute, nachdem Tags vorher unter Trommelschlag befohlen worden war, daß aus jedem Hause Jemand zur Warnung dahin geschickt werden sollte, um die wohlverdiente Bestrafung der Eichenschänder mit anzusehen*).

6.

Ein gewisser, sehr glaubwürdiger Jagdliebhaber versichert auf das feierlichste, daß er einst einen Hasen geschossen, die-

---

*) Diese und die vorige Anekdote sind aus den sehr interessanten und authentischen Original-Anekdoten von Peter dem Großen von Jacob von Stählin, Leipzig 1785 genommen.

O! möchten doch die immer seltner werdenden Eichen in unserm lieben Deutschland auch von jeher so kräftig geschützt worden seyn!!

ſem die Hinterläufe geheßt (nach bekanntem Weidmannsbrauch in einander geſteckt) und ſo ihn neben ſich gelegt habe. Als er ihn aber beim Abgehen vom Stande aufheben wollen, wäre derſelbe auf und davon — auch, alles Nachſuchens mit Hunden ohnerachtet nicht wieder zu finden geweſen. Ein Jahr hernach wäre er mit noch verſchränkten Läufen wieder geſchoſſen worden.

Freilich ſehr unwahrſcheinlich, doch — nicht unmöglich. Tauſend ſeltſame Erſcheinungen gewährt ja die Jagd, von welchen die Philoſophen in ihren Lehnſtühlen ſich nichts träumen laſſen.

7.

„Sind die Beccaſinen nicht eine Art von Rehböcken?“ fragte mich neulich ein junger Kriegsheld, der — wohl zu merken, einen eifrigen Jagdliebhaber vorſtellen wollte.

Vom Herausgeber.

XIV.
Neue Jagdlieder.

1.
Klagen des Jägers
im Januar 1796.

Winter, dem noch keiner glich,
Weibisch bist du, schäme dich!
Bringst mit deinem ew'gen Regen
Wackern Jägern wenig Segen,
Weichling, ohne Frost und Schnee,
Schaaler Winterbastard, geh.

Ist der Erdball umgekehrt?
Oder träumt' ich? Brüder, hört!

Schon im Jenner ſchallen wieder
Muntrer Ziemer frohe Lieder,
Ihren ſüßen Frühlingston
Stimmen Specht und Meiſe ſchon!

Wieſen ſchmückt ſchon junges Grün,
Kellerhals *) und Nüſſe blühn,
An des Kirſchbaums ſchlanken Aeſten,
Sanft gewiegt von lauen Weſten,
Drängt das Laub ſich keck hervor,
Ueppig ſchießt die Saat empor.

Rammler rupfen ſchon im Thal
Ihre Schönen wund und kahl,
Und dem Weidmann recht zum Spotte
Ranzt der Füchſe kecke Rotte,
Die beim Treiben, weich und naß,
Klüglich ſtets im Baue ſaß.

Unbeſchneit blieb Forſt und Flur —
Keines tapfern Keulers Spur
Lächelt uns am frühen Morgen;
Raz' und Marder ſind geborgen;

---

*) Seidelbaſt, Daphne Mezereum, auch Schnepfenbaum, weil er ſonſt erſt im Merz (zur Schnepfenzeit) zu blühen pflegt

Wenn's an Schnee und Eis gebricht,
Reizt die Winterjagd uns nicht.

Und wer weiß, wie manche Noth
Uns ein rauher Lenz noch droht!
Arme Häschen, kaum geboren,
Finden wir im Hain erfroren,
Wenn der Merz noch ungescheut
Statt des Jenners Flocken streut*).

Ach! umsonst erseufz' ich dich,
Wonniglicher Schnepfenstrich!
Wenn im Winter schon die meisten
Einsam hier vorüber reisten,
O! dann kehrst du arm an Glück,
Holde Frühlingsjagd, zurück!

Kurz — verdammt zu eitel Qual
Sind wir Jäger allzumal!
Längst hat unser Reich ein Ende!
Ungeweihter Buben Hände
Metzeln frevelnd um uns her,
Und für uns — ist alles leer.

---

*) Leider richtig eingetroffen.

Rettet, Winter, deine Fluth
Nur vor jener Mörderbrut!
(Möcht' es doch Diana geben!)
Manchem Wilde noch das Leben,
Ha! dann ſtimm' ich, beim Silvan!
Doch von dir ein Loblied an!

Vom Herausgeber.